



THE UNIVERSITY *of* EDINBURGH

Edinburgh Research Explorer

Der zunehmende Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der ersten Geburt in Deutschland, Frankreich und der Schweiz

Citation for published version:

Passet, J & Viry, G 2012, 'Der zunehmende Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der ersten Geburt in Deutschland, Frankreich und der Schweiz' *Bevölkerungsforschung Aktuell. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung*, pp. 2-7. <http://www.bib-demografie.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Download/Bevoelkerungsforschung_Aktuell/bev_aktuell_0312.pdf?__blob=publicationFile&v=3>

Link:

[Link to publication record in Edinburgh Research Explorer](#)

Document Version:

Publisher's PDF, also known as Version of record

Published In:

Bevölkerungsforschung Aktuell. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Publisher Rights Statement:

© Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Passet, J., & Viry, G. (2012). Der zunehmende Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der ersten Geburt in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. *Bevölkerungsforschung Aktuell. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung* (pp. 2-7).

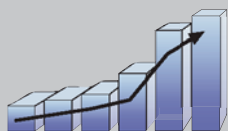
General rights

Copyright for the publications made accessible via the Edinburgh Research Explorer is retained by the author(s) and / or other copyright owners and it is a condition of accessing these publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

Take down policy

The University of Edinburgh has made every reasonable effort to ensure that Edinburgh Research Explorer content complies with UK legislation. If you believe that the public display of this file breaches copyright please contact openaccess@ed.ac.uk providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.





Editorial



Ausgabe 03/2012

Liebe Leserinnen und Leser,

in den letzten 40 Jahren hat sich das Geburtenverhalten in Deutschland entscheidend verändert. Immer weniger Kinder werden geboren und ein durchgreifendes Ende dieses für die demografische Entwicklung Deutschlands entscheidenden Trends ist auch in naher Zukunft nicht absehbar. Worin liegen die Ursachen, dass sich immer mehr Menschen für ein Leben ohne Kinder entscheiden? Hat sich in Deutschland bereits eine Kultur der Kinderlosigkeit etabliert, wie dies manche Demografen und Soziologen vermuten? Oder ist die Vereinbarkeitsproblematik von Erwerbsarbeit und Mutterschaft ein Hauptgrund? Ein Blick in die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema zeigt je nach Forschungsinteresse, dass die Gründe für Kinderlosigkeit vielfältiger Natur sind. Zu den wichtigsten Einflussfaktoren für Kinderlosigkeit zählen demnach insbesondere das Bildungsniveau, die Frauenerwerbstätigkeit, die familienpolitischen Maßnahmen und die Arbeitsmarktstrukturen. Neben diesen institutionellen und sozialstrukturellen Gegebenheiten spielen aber auch vor allem kulturelle Faktoren wie familienpolitische Leitbilder eine entscheidende Rolle, da sie wenig dynamisch und festgefügt sind und das Fertilitätsverhalten prägen können. Erste Untersuchungen des BiB zu diesem Thema zeigen zum Beispiel, dass es unterschiedliche Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschland bei der Erwerbsbeteiligung von Müttern und der Akzeptanz der außerhäuslichen Kinderbetreuung gibt.

Dass die Entscheidung für oder gegen ein Kind auch von der Lebensform und dem sozialen Umfeld beeinflusst werden kann, zeigen Jürgen Dorbritz und Astrid Manthe in ihrem Beitrag.

Prof. Norbert F. Schneider, Direktor des BiB

Der zunehmende Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der Erstgeburt in Deutschland, Frankreich und der Schweiz im Kohortenvergleich

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts gab es in ganz Europa eine Bildungsexpansion. Gleichzeitig ist auch das Alter der Frauen bei der Erstgeburt in den drei untersuchten Ländern Deutschland, Frankreich und Schweiz angestiegen. Die Länder unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der Verweildauer im Bildungssystem und dem Alter bei der Erstgeburt, sondern auch bei der Höhe der zusammengefassten Geburtenziffer (TFR). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie sich vor allem bei den Frauen der Einfluss des Bildungsniveaus auf den Übergang zum ersten Kind im Zeitverlauf verändert hat. Dieser Beitrag geht zunächst davon aus, dass der Einfluss des Bildungsabschlusses auf das Alter bei Familiengründung insgesamt zugenommen hat. Dazu untersuchen die Autoren anhand zweier Geburtskohorten deskriptiv Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den drei Ländern. In der Analyse zeigt sich sowohl innerhalb der Länder als auch im Ländervergleich der Faktor Bildung als ein relevantes Differenzierungsmerkmal in Bezug auf den Übergang in die Elternschaft. Die deskriptiven Analysen bestätigen somit die These, dass der Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der ersten Geburt im Zeitverlauf an Gewicht gewonnen hat (Seite 2).

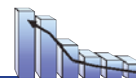


Zum Einfluss der Lebensform und des sozialen Umfelds auf den Kinderwunsch



Die Fertilitätsmuster in Deutschland sind gekennzeichnet durch eine im internationalen Vergleich konstant niedrige Fertilität seit etwa 35 Jahren, eine außerordentlich hohe Kinderlosigkeit, eine niedrige Zahl gewünschter Kinder sowie eine starke sozialstrukturelle und regionale Ausdifferenzierung. Zu diesen Ausdifferenzierungsmerkmalen zählen neben den Unterschieden in West- und Ostdeutschland Faktoren wie der Bildungsstand, die Migrationserfahrung, die Erwerbssituation und auch der in diesem Beitrag im Mittelpunkt stehende Zusammenhang von Lebensform und Fertilitätsmustern. Frühere, auf den Daten des Mikrozensus basierende Analysen haben bereits gezeigt, dass in Abhängigkeit von der Lebensform besondere Situationen entstehen, die die Entscheidung für oder gegen Kinder begünstigen. So wurde gezeigt, dass Verheiratete mehr Kinder haben als Nichtverheiratete und dass Menschen, die in einer Partnerschaft leben, mehr Kinder haben als Partnerlose. Zudem steigt mit zunehmender Institutionalisierung der Partnerschaft die Kinderzahl an.

Eine wichtige Rolle für die Entscheidung ein Kind zu bekommen, spielt dabei auch das soziale Umfeld, wie dieser Beitrag auf der Basis von Daten des Mikrozensus und des Surveys „pairfam“ zeigt. Die positive oder negative Wahrnehmung von Elternschaft im sozialen Umfeld, etwa auch durch die Kollegen am Arbeitsplatz, kann demnach die Entscheidung für oder gegen ein Kind beeinflussen (Seite 8).



Jasmin Passet und Gil Viry

Der zunehmende Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der Erstgeburt in Deutschland, Frankreich und der Schweiz im Kohortenvergleich

Nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa gab es seit der Mitte des letzten Jahrhunderts eine deutliche Bildungsexpansion. Sowohl Männer als auch Frauen verbringen heute einen Großteil ihres jungen Erwachsenenlebens im Ausbildungssystem. In Frankreich besuchten Mädchen im Jahr 1995 im Durchschnitt 15,7 Jahre die Schule, in Deutschland sind es 15,1 und in der Schweiz 13,5 Jahre (Gustafsson 2006:6f). Parallel dazu ist auch das Alter bei der ersten Geburt in den drei Ländern gestiegen. In der Schweiz liegt es im Jahr 2008 mit durchschnittlich 29,6 Jahren deutlich am höchsten, gefolgt von Deutschland mit 28,5 und Frankreich mit 27,8 Jahren (VID 2010).

Für die Analysen in diesem Beitrag steht der Zusammenhang zwischen Bildung und dem Alter bei Familiengründung im internationalen Vergleich der drei Länder Deutschland, Schweiz und Frankreich im Fokus. Es stellt sich die Frage, wie sich bei Frauen der Einfluss der Bildung auf den Übergang zum ersten Kind im Zeitverlauf verändert hat. Dafür werden zwei aufeinanderfolgende Geburtskohortengruppen von Frauen betrachtet. Wir gehen vor dem Hintergrund der Bildungsexpansion und der damit verknüpften Verlängerung der Jugend als Lebensphase davon aus, dass der Einfluss des Bildungsabschlusses auf das Alter bei Familiengründung insgesamt zugenommen hat. Darüber hinaus wollen wir im deskriptiven Vergleich Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den drei Ländern herausarbeiten und beschreiben.

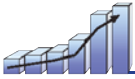
Der Bildungsabschluss stellt ein wichtiges Differenzierungsmerkmal für die Entscheidung zur Familiengründung dar, vor allem bei Frauen. Durch die verlängerten Ausbildungszeiten kann sich der Übergang zur Elternschaft verschieben (Blossfeld/Huinink 1991). Auch ist der Wechsel junger Menschen vom Bildungssystem in den Arbeitsmarkt zunehmend problematisch (Blossfeld et al. 2005). Im Sinne der ökonomischen Theorie wird mit den gestiegenen Opportunitätskosten Hochgebildeter argumentiert (Becker 1991), die sich durch ausfallende Löhne und den Verlust von Humankapital vor allem für Frauen im Falle der Entscheidung für Familie ergeben können. Die Opportunitätskosten hängen auch von den in einem Land existierenden infrastru-

turellen Rahmenbedingungen, wohlfahrtsstaatlichen Regelungen und arbeitsmarktspezifischen Randbedingungen ab (Wirth 2007: 170). Die meisten europäischen Länder sind auch heute noch stark geprägt von einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, bei der noch immer hauptsächlich Frauen für das Aufziehen der Kinder verantwortlich sind. Auch wenn die Unterschiede zwischen den europäischen Ländern, was die Verfügbarkeit von (Klein-)Kindbetreuungsplätzen und die Unterstützung von Familien angeht, teilweise beträchtlich sind, kann die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Vollzeit-Erwerbstätigkeit/Karriere immer noch als eher schwierig bezeichnet werden.

Die Länder Deutschland, Frankreich und Schweiz unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich der Verweildauer im Bildungssystem und dem Alter bei Erstgeburt, sondern auch mit Blick auf die zusammengefasste Geburtenziffer (Total Fertility Rate, TFR). In Frankreich war die TFR im Jahr 2009 mit 2,0 eine der höchsten in Europa, in Deutschland dagegen mit 1,3 eine der niedrigsten, die TFR der Schweiz liegt mit 1,5 zwischen den beiden, wenn auch näher an Deutschland (VID 2010). Darüber hinaus bestehen Unterschiede hinsichtlich der Familienpolitiken (Fux 2002). Der starke demokratische Sozialstaat in Frankreich begünstigt die Gleichstellung der Geschlechter und eine Pluralität der Familienformen. Deutschland ist durch eine familialistische Staatsform gekennzeichnet, welche die nukleare Familie (Ehepaar mit Kindern) begünstigt. Die Schweiz kann als ein Land mit liberaler Familienpolitik bezeichnet werden, wo der Staat in die Familienorganisation wenig eingreift. Aufgrund der großen Unterschiede liegen zu Deutschland und Frankreich bereits verschiedene vergleichende Analysen vor. Anders sieht es bei der Schweiz aus, die bislang eher vernachlässigt wurde.

Datengrundlage

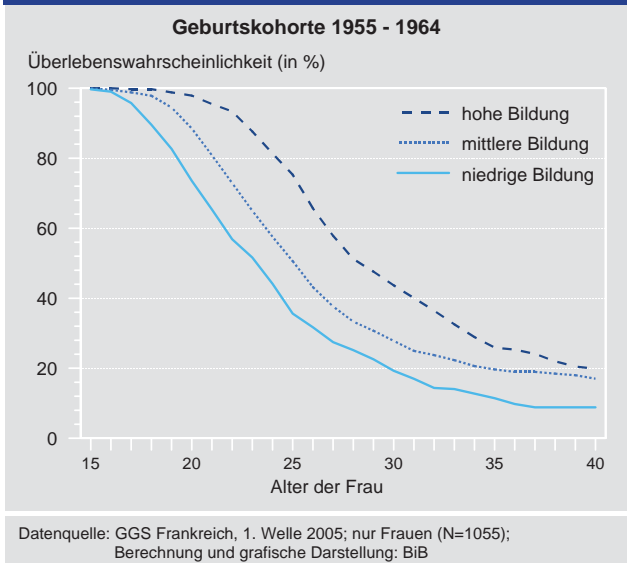
Für die folgenden international vergleichenden Analysen werden für die Schweiz die Daten des Schweizer Haushalt-Panels (SHP) verwendet. Sowohl Deutschland als auch Frankreich haben am „Generations and Gender Program“ teilgenommen. Für beide Länder werden die Befragungsdaten der ersten Welle des Generations and Gender Survey aus dem Jahr 2005 verwendet, welche retrospektive Informationen über biologische Kinder enthält. Bei Fertilitätsanalysen



anhand der deutschen GGS-Daten muss beachtet werden, dass die Qualität der retrospektiv erhobenen Fertilitätsinformation wiederholt bemängelt wurde (Kreyenfeld et al. 2010; Kreyenfeld et al. 2011). Hauptkritikpunkt ist, dass Kinderlose in den Kohorten 1935-1950 überrepräsentiert und in den Kohorten 1950-70 unterrepräsentiert sind. Sauer et al. (2012) empfehlen, die Fertilitäts-Daten der älteren Kohorten nicht zu verwenden und die der jüngeren Kohorte mit Vorsicht zu interpretieren. Wir verwenden für die Analysen die Geburtskohorten 1955-1964 und 1965-1974 und folgen den Empfehlungen oben. Bei den Analysen für Deutschland konzentrieren wir uns auf die zeitliche Strukturierung der erfolgten Übergänge nach dem Alter.

Da die Schweiz nicht am „Generations and Gender Program“ teilgenommen hat, wird für die Analysen auf die Daten von 12 Wellen des SHP ab 1999 zurückgegriffen. Für das SHP wurde nach 1999 noch eine Auffrischungsstichprobe von Haushalten im Jahr 2004 gezogen. Für die Analysen werden Personen der Geburtskohorten 1955 bis 1974 ausgewählt, wenn diese auch als Zielpersonen ihres Haushalts im Jahre 1999 oder 2004 befragt wurden, und deren Partner (verheiratet oder nicht), sofern es in diesen Jahr im Haushalt einen kohabitierenden Partner gab. Befragte aus der Stichprobe von 1999 werden nur berücksichtigt, wenn sie in mindestens einem Jahr im Zeitraum 2004-2010 an der Befragung teilgenommen haben, denn Fragen über Kinder außerhalb des Haushaltes wurden erst ab 2004 gestellt.

Abbildung 1: Frankreich, Kohorte 1955-1964: Übergang zum 1. Kind nach höchstem erreichtem Bildungsabschluss (Überlebenskurve)



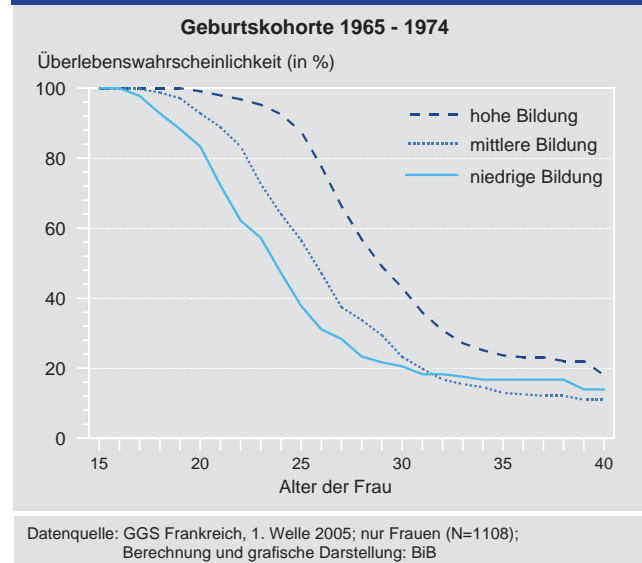
In allen drei Ländern wurde nach dem höchsten erreichten Schulabschluss gefragt. Als Ausgangspunkt für die Erstellung der Bildungsvariable wurde die „International Standard Classification of Education“ (ISCO 1997) verwendet. Es werden drei Bildungsgruppen unterschieden: niedriger Bildungsabschluss (ISCED 1-2), mittlerer Bildungsabschluss (ISCED 3-4), hoher Bildungsabschluss (ISCED 5-6).

Analyse

Für den deskriptiven Vergleich des Einflusses der Bildung auf die Entscheidung zur Familiengründung werden für jede Bildungsgruppe und jedes Land sowie für die Kohorten 1955-1964 und 1965-1974 so genannte Kaplan-Meier-Überlebenskurven für den Übergang zur ersten Geburt berechnet (Kaplan/Meier 1958). Die Überlebenskurven für die Frauen sind in Abbildung 1 bis 6 dargestellt. Die Überlebenskurven zeigen die Wahrscheinlichkeit in einem bestimmten Alter noch nicht ein erstes Kind bekommen zu haben. In der jüngeren Kohorte kann es sein, dass noch nicht alle ersten Kinder geboren worden sind, denn in Deutschland und Frankreich waren die jüngsten Befragten im Jahr 2005 31 Jahre alt, in der Schweiz 36 Jahre. Bei den sogenannten „Überlebensanalysen“, wie hier verwendet, stellt dies kein grundsätzliches Problem dar.

Als allgemeine Tendenz lässt sich bei Betrachtung der Abbildungen 1 bis 6 festhalten, dass die Frauen mit niedrigem Bildungsabschluss bei der Geburt des ersten Kindes am

Abbildung 2: Frankreich, Kohorte 1965-1974: Übergang zum 1. Kind nach höchstem erreichtem Bildungsabschluss (Überlebenskurve)





jüngsten sind und in fast allen Fällen insgesamt die größten Übergangswahrscheinlichkeiten zur Elternschaft haben. Die Hochgebildeten sind durchweg am ältesten bei Familiengründung, wie dies aufgrund des längeren Verbleibs im Bildungssystem zu erwarten ist. Im Kohorten- und Ländervergleich zeigen sich relevante Abweichungen von diesem allgemeinen Befund, auf die im Folgenden ausführlicher eingegangen wird.

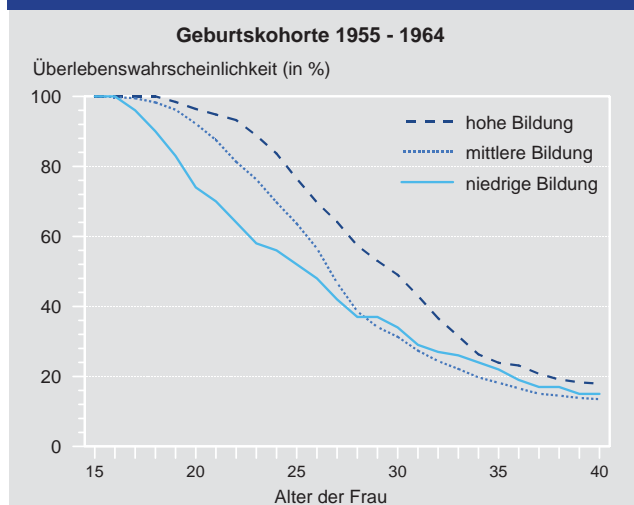
Die Abbildungen 1 und 2 zeigen die Kurven für den Übergang zum 1. Kind für französische Frauen der Kohorten 1955-1964 und 1965-1974. Bei der älteren Kohorte entspricht das Muster der allgemeinen Beschreibung. Frauen mit niedriger Bildung haben in jedem Alter die höchste Übergangswahrscheinlichkeit in die Elternschaft, jene mit hoher Bildung die niedrigste. Im Alter von etwa 40 Jahren liegt der Anteil Kinderloser für Frauen der niedrigeren Bildungsgruppe bei 8 % und für Frauen der höchsten Bildungsgruppe bei 19 %. Bei der jüngeren Kohorte zeigt sich eine wichtige Veränderung: Der Verlauf der Überlebenskurven der Gruppe mit mittlerem Bildungsabschluss nähert sich dem Verlauf der Überlebenskurve der Gruppe mit niedrigem Abschluss an und holt diese schließlich ein. Ab dem Alter von circa 32 Jahren haben Frauen mit mittlerem Abschluss dann eine höhere Übergangswahrscheinlichkeit zum ersten Kind. Bei den hochgebildeten Frauen fällt auf, dass in der jüngeren Kohorte später mit der Familiengründung begonnen wurde als in der Vergleichsgruppe der älteren Kohorte. Dies wird im Al-

tersverlauf aber aufgeholt und somit werden im Alter von 40 Jahren sehr ähnliche Erstgeburtswahrscheinlichkeiten erreicht.

Die Abbildungen 3 und 4 zeigen dieselben Überlebenskurven für Deutschland. Wie in Frankreich zeigt sich auch hier in der jüngeren Kohorte (Abb. 4) eine Tendenz zum Aufschieben der ersten Geburten in der höchsten Bildungsgruppe. Allerdings sind die Abstände zwischen den Bildungsgruppen, anders als in Frankreich, im Kohortenvergleich wesentlich größer geworden. Es fällt auf, dass vor allem die Überlebenskurve derjenigen mit niedrigem Bildungsabschluss deutlich früher und auch steiler abfällt als die der älteren Kohorte, sich dann aber im Alter von 40 Jahren auf demselben Niveau einpendelt. Das bedeutet, dass sich der Übergang in die Elternschaft in dieser Gruppe eher in ein jüngeres Alter verschoben hat. Bei den höher gebildeten zwischen 1965 und 1974 geborenen Frauen erfolgte der Übergang zur Elternschaft bei den unter 30-Jährigen langsamer und bei den über 30-Jährigen schneller als bei der älteren Geburtskohorte.

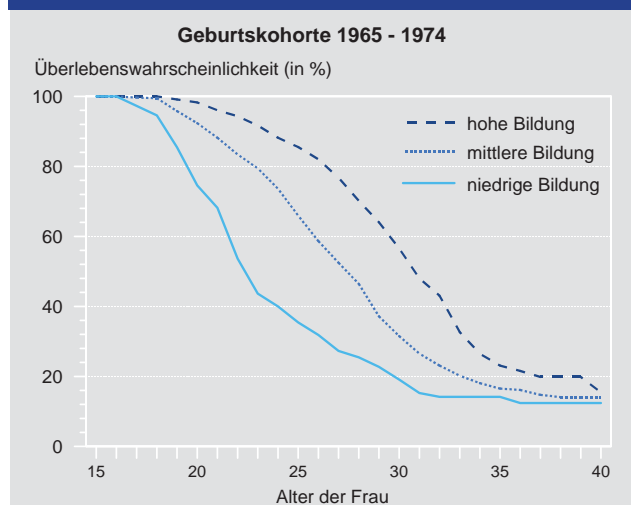
In der Schweiz folgt der Übergang zum ersten Kind einem etwas anderen Muster als in den anderen beiden Ländern (Abbildungen 5 und 6). Ähnlich wie in Deutschland haben sich die Abstände zwischen den Überlebenskurven für die drei Bildungsgruppen im Kohortenvergleich vergrößert. Wie auch in Deutschland zeigen sich Veränderungen bei den hochgebildeten Frauen der jüngeren Kohorte. Bei diesen ist

Abbildung 3: West-Deutschland, Kohorte 1955-1964: Übergang zum 1. Kind nach höchstem erreichtem Bildungsabschluss (Überlebenskurve)



Datenquelle: GGS Deutschland, 1. Welle 2005; nur Frauen (N=930), nur Westdeutschland; Berechnung und grafische Darstellung: BiB

Abbildung 4: West-Deutschland, Kohorte 1965-1974: Übergang zum 1. Kind nach höchstem erreichtem Bildungsabschluss (Überlebenskurve)



Datenquelle: GGS Deutschland, 1. Welle 2005; nur Frauen (N=887), nur Westdeutschland; Berechnung und grafische Darstellung: BiB

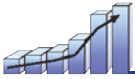


Abbildung 5: Schweiz, Kohorte 1955-1964: Übergang zum 1. Kind nach höchstem erreichtem Bildungsabschluss (Überlebenskurve)

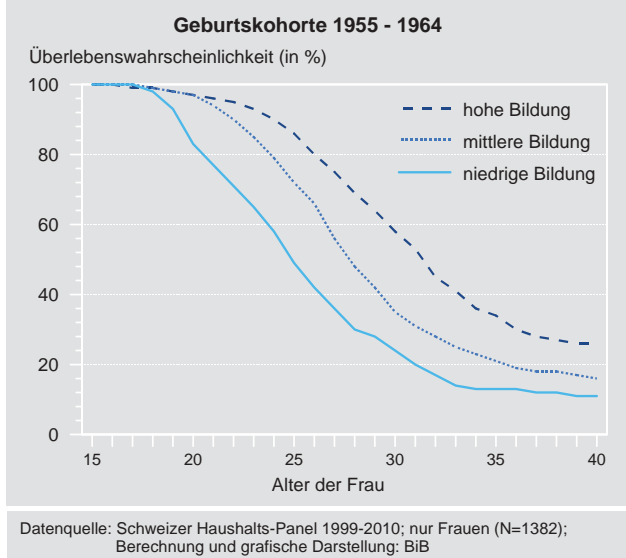
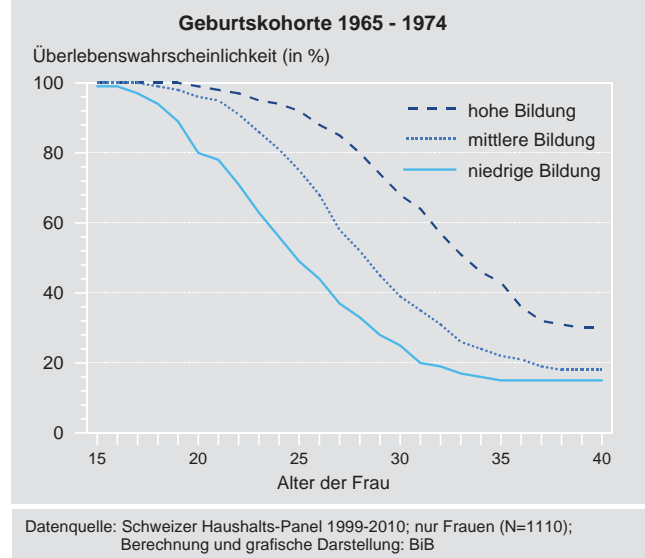


Abbildung 6: Schweiz, Kohorte 1965-1974: Übergang zum 1. Kind nach höchstem erreichtem Bildungsabschluss (Überlebenskurve)



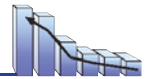
die Überlebenskurve zunächst flacher und fällt langsam ab, was darauf hindeutet, dass sich der Zeitpunkt der Familiengründung tendenziell nach hinten verschoben hat. Die Befunde sprechen allerdings nicht dafür, dass die Familiengründung in höherem Alter auch nachgeholt wird. Der Anteil derjenigen Frauen, die im Alter von 40 Jahren noch kein Kind bekommen haben, liegt in der Kohorte 1955-1964 bei 26 % und bei der Kohorte 1965-1974 bei 30 %. Dieser Effekt kann kaum ausschließlich dadurch erklärt werden, dass die Frauen der jüngeren Kohorte ihre fertile Phase noch nicht abgeschlossen haben. Mit einigen wenigen Ausnahmen waren die jüngsten Befragten der Kohorte 1965-1974 bei der letzten Beobachtung bereits mindestens 36 Jahre alt.

Fazit

Sowohl innerhalb der Länder als auch im Ländervergleich zeigt sich die Bildung als ein relevantes Differenzierungsmerkmal in Bezug auf den Übergang in die Elternschaft. Die deskriptiven Analysen in dieser Studie unterstützen die These, dass der Einfluss der Bildung auf den Zeitpunkt der ersten Geburt im Zeitverlauf zugenommen hat. Das zeigt sich darin, dass im Kohortenvergleich die Abstände der Überlebenskurven zwischen den Bildungsgruppen größer geworden sind. Die größten Veränderungen zeigen sich bei den Frauen mit Hochschulabschlüssen, welche die erste Geburt eher ins höhere Alter verschieben. Die Differenzierung zwischen den Bildungsgruppen ist am deutlichsten in Deutsch-

land und der Schweiz ausgeprägt, existiert aber auch in Frankreich. Vor allem die hochgebildeten Schweizer Frauen schließen auch im höheren Alter nicht zur mittleren und niedrigeren Bildungsgruppe auf. Dies gilt für beide Kohorten, hat sich aber bei der jüngeren Kohorte eher noch verstärkt. Analog zu den hier gezeigten Analysen für Frauen wurden auch Überlebenskurven für Männer berechnet (nicht gezeigt). Der Einfluss der Bildung nimmt auch bei den Männern zu, ist aber weniger stark ausgeprägt. Die Befunde für Deutschland bedürfen einer Validierung anhand anderer Datenquellen. Generell wären für den internationalen Vergleich Befragungsdaten wünschenswert, die nicht nur Deutschland und Frankreich, sondern auch die Schweiz umfassen.

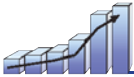
Die Stützung unserer These impliziert eine Tendenz zu zunehmender sozialer Differenzierung des Fertilitätsverhaltens im Zeitverlauf, welches sich auf die Bildungsexpansion und die damit verbundenen Entwicklungen zurückführen lässt. Dazu zählt auch, dass sich die Jugendphase verlängert (Galland 2010; Shanahan 2000; Van de Velde 2007) und der Übergang in eine stabile Partnerschaft sowie die Unabhängigkeit vom eigenen Elternhaus später erfolgen. Vor allem bei den Hochgebildeten, die besonders lange in der Ausbildung verbleiben, kann dies zum Aufschieben der Elternschaft führen. Für diese Gruppe wurde das Konzept der „Rush-Hour“ geprägt (Bertram et al. 2005; Tremmel 2010), das sich mit den zeitlichen Belastungen im jungen Erwachsenenalter, vor allem zwischen dem 25. und dem 35. Lebensjahr befasst.



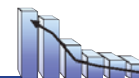
Hinsichtlich der Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Frankreich, Deutschland und der Schweiz kann davon ausgegangen werden, dass die drei Länder aufgrund ihrer unterschiedlichen Familienpolitiken und Infrastrukturen für Familien in unterschiedlichem Maße in der Lage sind, die Konsequenzen von Jobunsicherheiten und der langen Abhängigkeit junger Menschen von ihrem Elternhaus abzumildern oder auszugleichen und eine Familiengründung zu erleichtern. Studien zu den Fertilitätsunterschieden in Deutschland und Frankreich haben gezeigt, dass diese Unterschiede durch unterschiedliche Familienpolitiken in beiden Ländern und die bessere Verfügbarkeit von Kinderbetreuung und die damit verbundene bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf in Frankreich erklärt werden können (z.B. Fagnani 2002). Wir nehmen an, dass die eher größeren Bildungsunterschiede in der Schweiz mit der liberalen Schweizer Familienpolitik zusammenhängen, die Familie vor allem als Privatsache betrachtet (Fux 2002). Die höhere Wahrscheinlichkeit für hochgebildete Schweizer Frauen auf ein Kind zu verzichten, legt nahe, dass die schwache Unterstützung von Familien durch den Staat die Probleme für Frauen, die Beruf und Mutterschaft verbinden wollen, noch verstärkt (Charles et al. 2001). Doch nicht nur die Familienpolitik ist relevant, auch die Regulierung anderer Bereiche wie der Bildung und des Arbeitsmarktes muss betrachtet werden. Darüber hinaus können auch kulturelle Normen bezüglich der Rolle der Frau als Erwerbstätige und Hausfrau oder hinsichtlich des kulturell akzeptierten Zeitpunktes für eine Familiengründung eine Rolle spielen (siehe Rossier et al. 2010 & Ruckdeschel 2009 für den Vergleich Deutschland/Frankreich). Vor allem die kurz skizzierten potenziellen Erklärungen für die Schweiz bedürfen weiterer Ausarbeitung und Validierung. Weitere Analysen müssen die vielfältigen und mehrschichtigen Zusammenhänge zwischen Bildung und Fertilitätsverhalten in der Schweiz und den anderen beiden Ländern beleuchten und können damit helfen, einen Beitrag zur Erklärung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Fertilitätsmuster in den drei Ländern zu leisten.

Literatur

- Becker, Gary S. (1991): A treatise on the family. Cambridge: Harvard University Press.
- Bertram, Hans; Rösler, Wiebke; Ehlert, Nancy (2005): Nachhaltige Familienpolitik, Zukunftssicherung durch einen Dreiklang von Zeitpolitik, finanzieller Transferpolitik und Infrastrukturpolitik. Berlin
- Blossfeld, Hans-Peter; Huinink, Johannes (1991): Human capital investments or norms of role transition? How women's schooling and career affect the process of family formation. In: *American Journal of Sociology* 97: 143-168.
- Blossfeld, Hans-Peter; Klijzing, Erik; Mills, Melinda; Kurz, Karin (2005): Globalization, uncertainty and youth in society. London et al.: Routledge.
- Charles, Maria et al. (2001): The Context of Women's Market Careers: A Cross-National Study. In: *Work and Occupations*, 28: 371-396.
- Fagnani, Jeanne (2002): Why do French women have more children than German women? Family policies and attitudes towards child care outside the home. In: *Community, Work & Family* 5: 103-120.
- Fux, Beat (2002): Which Models of the Family are encouraged or discouraged by different Family Policies? In: Kaufmann, Franz-Xaver et al. (Hrsg.): *Family Life and Policy in Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- Galland, Oliver (2010): *Sociologie de la jeunesse*. Paris: Armand Colin.
- Gustafsson, Siv; Kalwij Adriaan (2006): Education and Postponement of Maternity. *Economic Analyses for Industrialized Countries*. Niederlande: Springer.
- Kaplan, Edward L.; Meier, Paul (1958): Nonparametric estimation from incomplete observations. *Journal of the American Statistical Association*, 53: 457-481.
- Kreyenfeld, Michaela; Hornung, Anne; Kubisch, Karolin; Janschinski, Ina (2010): Fertility and union histories from German GGS data: Some critical reflections. Max Planck Institute for Demographic Research Working Paper 2010-023.
- Kreyenfeld, Michaela et al. (2011): Fertility data for German speaking countries. What is the potential? Where are the pitfalls? MPIDR Working Paper 2011-003, Rostock: Max Planck Institute for Demographic Research.



- Rossier, Clémentine; Brachet, Sara; Salles, Anne (2010): Norms About the "Gender" of Childcare, Division of Tasks, and Fertility in France and Germany. Conference presentation 'From Intentions to Behaviour: Reproductive Decision-Making in a Macro-Micro Perspective' in Wien, 3 Dezember 2010.
- Ruckdeschel, Kerstin (2009): Rabenmutter contra Mère Poule. Kinderwunsch und Mutterbild im deutsch-französischen Vergleich. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 34(1,2): 105-134.
- Sauer, Lenore; Ruckdeschel, Kerstin; Naderi, Robert (2012): Reliability of retrospective event histories within the German Generations and Gender Survey. BIB Working Paper 1/2012, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden.
- Shanahan, Michael J. (2000): Pathways to adulthood: Variability and mechanisms in life course. Annual Review of Sociology, 26: 667-692.
- Tremmel, Joerg Chet (2010): A young generation under pressure? The financial situation and the "Rush Hour" of the Cohorts 1970-1985 in a generational Comparison. Heidelberg: Springer.
- Van de Velde, Cécile. (2007): La dépendance familiale des jeunes adultes en France. Traitement politique et enjeux normatifs. In: Paugam, S. (Hrsg.) : Repenser la solidarité. L'apport des sciences sociales. Paris: PUF.
- Vienna Institute of Demography (2010): European Demographic Datasheet 2010.
- Wirth, Heike (2007): Kinderlosigkeit im Paarkontext von hochqualifizierten Frauen und Männern - Eine Folge von Bildungshomogamie? In: Konietzka, Dirk; Kreyenfeld, Michaela (Hrsg.): Eine Leben ohne Kinder? Kinderlosigkeit in Deutschland. Wiesbaden: Springer VS Verlag: 167-199.



Jürgen Dorbritz und Astrid Manthe

Zum Einfluss der Lebensform und des sozialen Umfelds auf den Kinderwunsch

Die besondere Fertilitätssituation in Deutschland lässt sich auch aus der spezifischen Verknüpfung zwischen Lebensformen und Fertilitätsmustern erklären. Dabei gilt, dass Verheiratete mehr Kinder haben als Nichtverheiratete, dass Menschen, die in einer Partnerschaft leben mehr Kinder haben als Partnerlose und dass mit der zunehmenden Institutionalisierung der Partnerschaft die Kinderzahl ansteigt.

Für die Analysen wird angenommen, dass die Entscheidung für oder gegen die Erfüllung des Kinderwunsches durch die Haltung des sozialen Umfelds spezifisch nach Lebensformen verstärkt oder abgeschwächt wird.

Die Ergebnisse zeigen, dass der Wunsch, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind zu bekommen, stark von der Lebensform, dem Alter und der Akzeptanz durch die Familie bzw. Freunde abhängt. Die vermuteten Zusammenhänge zwischen der Lebensform und der Institutionalisierung der Partnerschaft konnten bei Ausnahmen bestätigt werden. Überraschend waren das häufige Vorkommen aktueller Kinderwünsche bei Singles und bilokalen Partnerschaften ohne Kinder in der Altersgruppe 35-37 Jahre.

Ableitung der Fragestellung und Vorgehensweise

Prägend für die Fertilitätssituation in Deutschland im internationalen Vergleich sind neben den niedrigen durchschnittlichen Kinderzahlen das Bestehen der Niedrig-Fertilitäts-Situation seit ca. 35 Jahren, die außerordentlich hohe Kinderlosigkeit, die niedrige Zahl gewünschter Kinder sowie eine starke sozialstrukturelle und regionale Ausdifferenzierung der Fertilitätsmuster. Zu den Ausdifferenzierungsmerkmalen der Fertilitätsmuster zählen, neben den West-Ost-Un-

terschieden, die Bildung, der Migrationshintergrund bzw. die Migrationserfahrung, die Erwerbssituation, aber auch die Lebensformen, die nachfolgend anhand der Daten des Mikrozensus 2008 und des Surveys „pairfam“ genauer zu analysieren sind.

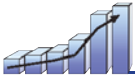
Frühere auf dem Mikrozensus basierende Fertilitätsanalysen haben gezeigt, dass zwischen den Lebensformen erhebliche Unterschiede hinsichtlich der durchschnittlichen Kinderzahlen und der paritätsspezifischen Verteilung der geborenen Kinder (Fertilitätsmuster) bestehen (Dorbritz 2010: 11). Diese können in hoher Qualität anhand des Mikrozensus 2008 analysiert werden, da in diesem Jahr nach der Zahl der geborenen Kinder gefragt wurde. Es zeigen sich zwei allgemeine Zusammenhänge von Fertilität und Lebensform (Tab. 1). Erstens haben Frauen, die ohne Partner im Haushalt leben, weniger Kinder (im Durchschnitt 0,94) als Frauen mit Partner im Haushalt. Die Paritätsverteilung ist durch den hohen Anteil kinderloser Frauen von 45,4 % geprägt. Zweitens gilt, dass die Zahl der geborenen Kinder mit dem Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft ansteigt. Verheiratete Frauen haben mit durchschnittlich 1,77 Kindern deutlich mehr Kinder zur Welt gebracht als Frauen in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (1,03). Kinderlosigkeit kommt bei den Verheirateten mit 11,3 % relativ selten vor, während Frauen mit 3 und mehr Kindern mit 19,7 % einen vergleichsweise hohen Anteil erreichen.

Ausgangspunkt der weiteren Vorgehensweise ist danach die Annahme, dass sich das niedrige Geburtenniveau in Deutschland auch aus den besonderen Zusammenhängen zwischen Lebensformen und Fertilitätsmuster bzw. Fertilitätsentscheidungen erklären lässt. Aufgrund der im Mikrozensus aufgefundenen Unterschiede gehen die Autoren davon aus, dass in Abhängigkeit von der Lebensform beson-

Tab. 1: Frauen der Geburtsjahrgänge 1965 – 1969 nach Lebensform, Paritätsverteilung und durchschnittlicher Kinderzahl in Deutschland (%; durchschnittliche Kinderzahl)

Lebensformen	Kinderzahl				Durchschnittliche Kinderzahl
	0	1	2	3+	
Ehe	11,3	24,1	45,0	19,7	1,77
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	37,6	30,8	23,9	7,7	1,03
Ohne Partner	45,4	26,1	19,7	8,8	0,94

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008



dere Situationen entstehen, die die Entscheidung für bzw. gegen Kinder begünstigen. Dieser Zusammenhang wird anhand der pairfam-Daten untersucht. In einem ersten Schritt ist dazu eine Struktur der Lebensformen konstruiert worden, die über die im Mikrozensus verwendete insofern hinausgeht, als auch Partner beachtet werden, die außerhalb des Haushalts leben. In einem zweiten Schritt wird dann untersucht, inwieweit ein aktueller Kinderwunsch besteht (die geplante Erfüllung des Kinderwunsches innerhalb der nächsten zwei Jahre). Im dritten Analyseschritt geht es darum, auf den Einfluss des sozialen Umfelds beim Entstehen eines aktuellen Kinderwunsches in der Differenzierung nach Lebensformen einzugehen.

Stand der Forschung – Hypothesenformulierung

Der Zusammenhang zwischen der Partnersituation und der Entscheidung für Kinder ist bislang in einer Vielzahl von Studien nachgewiesen worden. Insbesondere wird der positive Zusammenhang zwischen Eheschließung und Elternschaft festgestellt, der anhand der Mikrozensusergebnisse auch für Deutschland nachweisbar ist. Beispielhaft sei hier eine Studie der Vereinten Nationen zum Fertilitätsverhalten in Italien, Frankreich, Ungarn, Schweden und den Vereinigten Staaten erwähnt, die auf der Auswertung von Daten des Family and Fertility Survey (FFS) beruht. "Not being in a union at the moment of the birth of a child always has a negative effect on subsequent fertility. ... Cohabitations which transform into marriage (indirect marriage) have higher fertility than ongoing non-marital unions. ... Moreover, the birth of a child always favours the transformation of cohabitation into marriage." (Pinnelli, De Rose, Di Giulio und Rosina 2002: 94). Der Forschungsstand zeigt hier ein sehr eindeutiges Bild. Verheiratete haben mehr Kinder sowie einen stärkeren Kinderwunsch und wer unverheiratet Kinder hat, tendiert in starkem Maße zu einer Eheschließung. Diese Aussagen gelten insbesondere für Deutschland, da hier die traditionelle Bindung von Ehe und Elternschaft in besonderem Maße erhalten geblieben ist, wobei sie ausgeprägter in West- als in Ostdeutschland anzutreffen ist.

Nach den bisherigen Erkenntnissen spricht neben der Partnersituation vieles dafür, dass der Einfluss des sozialen Umfeldes auf die individuelle Entscheidung, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind zu bekommen, über direkte Interaktion oder indirekte Wahrnehmung einer der wesentlichen Einflussfaktoren auf das Entstehen des Kinderwunsches ist. Der Einfluss sozialer Netzwerke und sozialer Normen auf

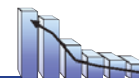
die Fertilitätsentscheidungen wurde bereits mehrfach untersucht (u.a. Dommermuth, Klobas, Lappegård 2009: 16; Kohler 1997: 162f.; Bernardi, Keim, von der Lippe 2007; Bloom, Canning, Gunther, Linnemayr 2008: 24). Danach ist zu vermuten, dass die Wahrnehmung des sozialen Umfeldes, auch des sozialen Umfeldes auf der Arbeit (Hensvik, Nilsson 2010: 34; Ciliberto, Miller, Nielsen, Simonsen 2011: 34), also ob Elternschaft positiv oder negativ wahrgenommen wird, die Entscheidung für oder gegen ein Kind beeinflusst. Nicht zu unterschätzen scheint auch der Einfluss des Fertilitätsverhaltens der Geschwister zu sein, so hat Kuziemko (2006: 26) herausgefunden, dass, wenn die Geschwister Kinder bekommen, sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, auch selber bald Kinder zu bekommen. Ähnlich bedeutsam ist auch der Freundes- und Bekanntenkreis einzustufen.

Die zentralen Hypothesen für die weiteren Analysen lauten danach: Erstens haben Menschen, die in einer Partnerschaft leben, öfter den Wunsch, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein (weiteres) Kind zu bekommen. Zweitens intensiviert sich die Fertilitätsintension mit dem Grad der Institutionalisierung der Partnerschaft, ist bei verheirateten Paaren am höchsten und bei Partnerschaften mit einer getrennten Haushaltsführung (bilokale Paarbeziehung) am niedrigsten. Drittens ist anzunehmen, dass in partnerlosen Lebensformen (Singles, Alleinerziehende) aktuelle Fertilitätsintensionen aufgrund der Partnersituation kaum vorkommen. Viertens wird erwartet, dass für die jeweilige Lebensform dann häufiger Kinder gewünscht werden, wenn Personen aus dem sozialen Umfeld eine Erfüllung des Kinderwunsches befürworten.

Operationalisierung des Forschungsansatzes auf der Basis von pairfam

• Struktur der Lebensformen

Auf der Basis von pairfam können differenziert nach den Merkmalen Familienstand (verheiratet, nicht verheiratet), Kinder (Kinder haben, keine Kinder haben) und der Partnersituation (mit dem Partner im Haushalt leben, einen Partner außerhalb des Haushalts haben, partnerlos sein) acht Lebensformen unterschieden werden (Tab. 2). Diese Lebensformen werden differenziert nach dem Geschlecht und den beiden älteren in pairfam befragten Altersgruppen (25-27 und 35-37 Jahre) betrachtet. Generell wird durch pairfam die Struktur der Lebensformen abgebildet, wie sie auch schon im Mikrozensus aufgefunden worden ist, allerdings erlaubt pairfam auch hinsichtlich nicht im Haushalt lebender Part-



Tab. 2: Struktur der Lebensformen* nach Geschlecht und Altersgruppen in Deutschland, 2008 (%**)

Lebensformen	Alter / Geschlecht			
	Männer 35-37 J.	Männer 25-27 J.	Frauen 35-37 J.	Frauen 25-27 J.
Single	14,4	37,9	6,4	19,0
Alleinerziehend	0,7	0,1	8,3	3,4
Bilokale Paarbeziehung, kinderlos	4,6	22,5	2,5	15,2
Bilokale Paarbeziehung mit Kind im Haushalt	0,1	0,1	3,8	3,1
NEL, kinderlos	7,4	18,5	3,7	19,1
NEL mit Kind(ern)	5,3	4,0	7,2	8,1
Verheiratet, kinderlos	8,2	5,5	6,2	8,4
Verheiratet mit Kind(ern)	53,0	8,9	61,1	23,1

Datenquelle: pairfam, Welle 1

* Erklärung der Lebensformen:

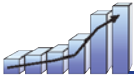
- Single: derzeit ohne Partnerschaft, kein leibliches Kind.
- Alleinerziehend: derzeit ohne Partnerschaft und lebt mit mindestens einem leiblichen Kind im Haushalt zusammen.
- Bilokale Beziehung, kinderlos: hat eine Partnerschaft, lebt aber nicht mit dem Partner in einem Haushalt, hat kein leibliches Kind.
- Bilokale Beziehung mit Kind im Haushalt: hat eine Partnerschaft, lebt nicht mit dem Partner in einem Haushalt, lebt aber mit mindestens einem leiblichen Kind im Haushalt.
- NEL: hat eine Partnerschaft und lebt mit Partner in einem Haushalt, hat kein leibliches Kind.
- NEL mit Kind(ern): hat eine Partnerschaft und lebt mit Partner in einem Haushalt, hat mindestens ein Kind im Haushalt.
- Verheiratet, kinderlos: Ehepaar, keine leiblichen Kinder.
- Verheiratet mit Kind(ern): Ehe mit mindestens einem leiblichen Kind.

** Differenz zu 100 %: Lebensformen ohne Kinder im Haushalt, aber mit leiblichen Kind(ern) in einem anderen Haushalt.

ner differenziertere Analysen. Die Struktur der Lebensformen unterscheidet sich nach Altersgruppen und Geschlecht. Allgemein gilt, dass auch in differenzierteren Betrachtungen sich die Mehrheit der Bevölkerung auf nur wenige Lebensformen aufteilt (Verheiratete mit Kindern, Singles, nichteheliche Lebensgemeinschaften und bilokale Paarbeziehungen ohne Kinder). Ca. 80 % der Befragten verteilen sich in jeder Altersgruppe auf nur 4 Lebensformen. Andere Lebensformen, wie etwa nichteheliche Lebensgemeinschaften und bilokale Paarbeziehungen mit Kind(ern) im Haushalt haben eine geringere Bedeutung. Noch seltener kommen diejenigen Lebensformen vor, in denen die Befragten Kinder haben, die aber außerhalb des eigenen Haushalts leben.

In den jüngeren Altersgruppen dominieren die Singles, die kinderlosen bilokalen Paarbeziehungen und die kinder-

losen nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Eine Ausnahme bildet der bereits relativ hohe Anteil verheirateter Frauen in der Altersgruppe 25-27 Jahre. Die jüngere Altersgruppe ist durch Kinder- und Ehelosigkeit gekennzeichnet. Dies trifft mehr für die Männer als für die Frauen zu, da Frauen früher in den Prozess der Familienentwicklung eintreten und Männer generell häufiger unverheiratet bleiben. In der Altersgruppe 35-37 Jahre findet sich dann eine Dominanz der verheirateten Paare mit Kindern, 53,0 % bei den Männern und 61,1 % bei den Frauen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern lassen sich in drei Aussagen bündeln. Männer sind seltener verheiratet, leben weniger häufig in Lebensformen mit Kindern, wobei Frauen auch öfter alleinerziehend sind und seltener allein in einem Haushalt leben und auch keinen Partner außerhalb des Haushalts haben als Männer.



• Kinderwunsch

In pairfam wurde die Frage gestellt, ob in den nächsten zwei Jahren Kinder geplant sind (aktueller Kinderwunsch).¹ Diese Frage eignet sich sehr gut für das formulierte Untersuchungsziel, da die Vorhersage bei einer konkreten zeitlichen Planung sehr gut ist (Harknett, Billari u. Hartnett, 2010: 2). Insgesamt hatte etwa die Hälfte der Befragten die Absicht geäußert, innerhalb der nächsten Jahre ein Kind zu wollen, wobei beträchtliche Unterschiede zwischen den Altersgruppen und den Geschlechtern bestehen. In der Altersgruppe 25-27 Jahre gaben 42,6 % an, dass sie einen aktuellen Kinderwunsch haben. In der Altersgruppe 35-37 Jahre waren es sogar 59,3 %. Der seltenere Kinderwunsch in der jüngeren Altersgruppe erklärt sich daraus, dass sie sich am Anfang der Familienentwicklungsphase befindet und der Wunsch nach Kindern noch nicht vollständig ausgeprägt ist. Bei der Differenzierung nach dem Geschlecht zeigt sich, dass Frauen häufiger einen aktuellen Kinderwunsch haben als Männer.

• Einfluss des sozialen Umfelds

Anhand der Daten in pairfam kann hinsichtlich des sozialen Umfelds zwischen der Familie und dem Freundeskreis unterschieden werden. Es wurde die Frage gestellt, ob die Freunde, bzw. die Familie der Meinung sei, der Befragte solle (weitere) Kinder bekommen.² Eltern und Freunde scheinen einen starken Einfluss auf den Kinderwunsch eines Paares zu haben bzw. sind in ihren Auffassungen in einem hohen Maße deckungsgleich mit denen der Befragten. Es kann an dieser Stelle allerdings nicht beurteilt werden, ob Eltern und Freunde aufgrund der gegebenen Umstände (ökonomische Lage, Paarzufriedenheit, berufliche Entwicklung, Wohnsituation, Kinderzahl u.ä.) eine ähnliche Einschätzung wie die Befragten treffen oder ob sie sich an den Meinungen ihres sozialen Umfelds orientieren.

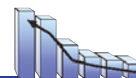
Zunächst ist festzustellen, dass Eltern und Freunde eine fast identische Auffassung haben: wenn die Eltern gegen Kinder sind, sind es in 98 % der Fälle auch die Freunde. Und umgekehrt sind bei 95 % der Befragten, bei denen die Eltern finden, sie sollten (weitere) Kinder bekommen, auch die Freunde derselben Meinung. Hier überrascht, dass die Mei-

Tab. 3: Aktueller Kinderwunsch nach Lebensformen und Altersgruppen in Deutschland, 2008 (%)

Lebensform	Altersgruppen			
	35 – 37 Jahre		25 – 27 Jahre	
	Aktueller Kinderwunsch			
	Ja	Nein	Ja	Nein
Single	58,0	42,0	20,3	79,7
Alleinerziehend	39,2	60,8	33,3	66,7
Bilokale Beziehung, kinderlos	83,3	16,7	35,5	64,5
Bilokale Beziehung mit Kind(ern)	57,7	42,3	58,3	41,7
NEL, kinderlos	76,8	23,2	52,7	47,3
NEL mit Kind(ern)	67,0	32,9	58,7	41,3
Verheiratet, kinderlos	87,5	12,5	78,6	21,3
Verheiratet mit Kind(ern)	50,2	49,8	62,1	37,9
Datenquelle: pairfam, Welle 1				

¹ Pairfam stellt die Frage „Haben Sie vor, in den nächsten zwei Jahren Mutter/Vater zu werden?“ mit den Antwortkategorien: „Ja, bestimmt“; „Ja, vielleicht“; „Nein, eher nicht“ und „Nein, bestimmt nicht“, sowie „Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht“, sowie „Weiß nicht“ und „Keine Angabe“. Diese Variable wurde in eine bipolare Variable umkodiert mit den Kategorien „Ja“ für die Fälle die mit „Ja, bestimmt“ und „Ja, vielleicht“, und „Nein“ für die Fälle, die mit „Nein, eher nicht“ und „Nein, bestimmt nicht“ geantwortet haben. Die übrigen wurden ausgeschlossen. Somit blieben 4042 Personen übrig.

² In pairfam wurde die Frage gestellt „Außer Ihrem Partner und Ihnen können auch andere Personen eine Meinung dazu haben, ob Sie ein Kind bekommen sollten. Sagen Sie mir bitte, wie stark Sie folgenden Aussagen zustimmen: Die meisten meiner Freunde finden, dass ich ein (weiteres) Kind bekommen sollte. Meine Eltern finden, dass ich ein (weiteres) Kind bekommen sollte.“



nung der Eltern mit dem Wunsch der Kinder tatsächlich zusammenpasst. Wenn die Eltern nicht dafür sind, dass der Befragte Kinder bekommt, sind 67 % der Befragten auch gegen ein Kind in den nächsten 2 Jahren. Sind die Eltern dagegen für ein Enkelkind, sind auch zwei Drittel (67 %) bereit, in den nächsten 2 Jahren Kinder zu bekommen. Mit steigendem Alter passen die Wünsche der Eltern mit denen der Kinder bezüglich der Nachwuchsplanung noch besser zusammen. So liegt beispielsweise der Grad der Übereinstimmung bei Frauen in der Altersgruppe 35-37 Jahre bei 80 %. Beim Freundeskreis sieht es ähnlich aus: Wenn der Freundeskreis gegen Kinder ist, geben ebenfalls ca. zwei Drittel an, keine Kinder zu wollen. Stimmt hingegen der Freundeskreis zu, wollen auch etwa zwei Drittel Kinder haben.

Lebensformen und aktueller Kinderwunsch

Die Ergebnisse zeigen ebenfalls einen starken Einfluss der Lebensform auf den Wunsch, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind zu bekommen. Die differenzierenden Einflüsse gehen von den Merkmalen Partnerschaft, Ehe sowie dem Vorhandensein von Kindern aus und sind zudem in starkem Maße durch das Alter bestimmt (Tab. 3). Folgende generellen Zusammenhänge konnten aufgefunden werden, wobei im Einzelnen Abweichungen vom Trend auftreten:

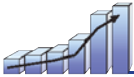
1. Das Vorhandensein eines Partners und insbesondere das Zusammenleben mit ihm in einem Haushalt führen in hohem Maße zu einem aktuellen Kinderwunsch. Das heißt, je höher der Grad der Institutionalisierung einer Partnerschaft ist, desto häufiger werden Kinder gewünscht. Insbesondere die Ehe verstärkt die Häufigkeit des Kinderwunsches. Bei den Verheirateten ohne Kinder finden sich in beiden Altersgruppen die höchsten Anteile an Personen mit einem aktuellen Kinderwunsch (35-37 Jahre: 87,5 %, 25-27 Jahre: 78,6 %). Eine Ausnahme bilden die kinderlosen bilokalen Paarbeziehungen bei den 35- bis 37-Jährigen. Sie kennzeichnet der zweithöchste Wert mit 83,3 %. Es wird angenommen, dass es sich um Partnerschaften mit einer relativ hohen Stabilität handelt, die unbedingt noch Kinder haben möchten. Demgegenüber sind die Anteile mit einem aktuellen Kinderwunsch bei den Singles und Alleinerziehenden niedrig, unterscheiden sich allerdings in den beiden Altersgruppen. In der Altersgruppe 35-37 Jahre ist ein Kinderwunsch ohne Partner keine Seltenheit. Immerhin wünschen sich 58,0 % der Alleinlebenden und 39,2 % der Alleinerziehenden innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind.

2. Das Leben mit Kindern im Haushalt hat in den betrachteten Altersgruppen unterschiedliche Effekte auf den aktuellen Kinderwunsch. In der Altersgruppe 35-37 Jahre haben Lebensformen ohne Kinder öfter einen Kinderwunsch als kinderlose Lebensformen. Die Aussage gilt für die Verheirateten, die nichtehelichen Lebensgemeinschaften, die bilokalen Paarbeziehungen und die Singles. Es wird einerseits vermutet, dass Kinder unbedingt noch gewünscht sind, bevor sich das biologische Fenster für die Geburt von Kindern schließt. Andererseits ist anzunehmen, dass in dieser Altersgruppe die gewünschte Kinderzahl bereits vorhanden ist und damit aktuelle Kinderwünsche seltener werden. In der jüngeren Altersgruppe treten abgesehen von den Verheirateten Kinderwünsche bei denen häufiger auf, die bereits Kinder haben. Wir gehen davon aus, dass erstens in den partnerschaftlichen Lebensformen diejenigen, die bereits Kinder haben, häufiger mit einem Partner zusammenleben, mit dem sie sich Kinder wünschen. Zweitens könnte die bereits gemachte positive Erfahrung ‚Elternschaft‘ das Vorkommen aktueller Kinderwünsche befördern.
3. Das Alter hat einen sehr starken Einfluss auf den Kinderwunsch. In der Altersgruppe 25-27 sind aktuelle Kinderwünsche seltener als in der Altersgruppe 35-37 Jahre. Die jüngere Gruppe befindet sich noch am Anfang der Familienentwicklungsphase bzw. in der Ausbildungsphase, so dass sich für viele die Frage nach einer Familiengründung noch nicht gestellt hat.

Lebensformen, aktueller Kinderwunsch und Einfluss des sozialen Umfelds

Bereits dargestellt wurde, dass die Meinung des sozialen Umfelds für oder gegen die Geburt eines Kindes stark mit dem Wunsch der Befragten korreliert, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind zu bekommen. Dieser Effekt soll nachfolgend in der Differenzierung nach Lebensformen analysiert werden. Im Trend ist festzustellen: Befürworten Eltern oder Freunde die Geburt eines Kindes, ist häufiger ein aktueller Kinderwunsch vorhanden. Wird hingegen eine Geburt vom Umfeld abgelehnt, kommen Kinderwünsche seltener vor. Dies wird insbesondere bei den weniger stark institutionalisierten Lebensformen deutlich (vgl. Tab. 4).

Ein „Nein“ von Eltern und Freunden geht beispielsweise bei den Singles damit einher, dass 82,7 % (Nein der Eltern) bzw. 81,9 % (Nein der Freunde) keinen aktuellen Kinderwunsch haben. Befürworten die Eltern die Erfüllung des Kin-



Tab. 4: Aktueller Kinderwunsch und Befürwortung durch Eltern/Freunde nach Lebensformen und Altersgruppen in Deutschland, 2008 (%)

Lebensform	Eltern				Freunde			
	gegen Kinder		für Kinder		gegen Kinder		für Kinder	
	Aktueller Kinderwunsch der Befragten							
	Ja	Nein	Ja	Nein	Ja	Nein	Ja	Nein
Single	17,3	82,7	45,3	54,7	18,1	81,9	45,3	54,7
Alleinerziehend	24,0	76,0	55,0	45,0	18,4	81,6	56,0	44,0
Bilokale Beziehung, kinderlos	27,7	72,3	51,6	48,4	28,8	71,2	51,2	48,8
Bilokale Beziehung mit Kind(ern)	39,3	60,7	83,3	16,7	34,8	65,2	88,9	11,1
NEL, kinderlos	38,3	61,7	74,1	25,9	40,9	59,1	75,1	24,9
NEL mit Kind(ern)	48,0	52,0	75,4	24,6	45,9	54,1	73,6	26,4
Verheiratet, kinderlos	64,3	35,7	90,4	9,6	67,9	32,1	88,0	12,0
Verheiratet mit Kind(ern)	36,8	63,2	79,1	20,9	36,2	63,8	76,8	23,2

Datenquelle: pairfam, Welle 1

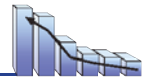
derwunsches, reduziert sich der Anteil ohne einen aktuellen Kinderwunsch auf 54,7 % (identisch bei Eltern und Freunden). Ähnlich stellt sich die Situation bei den Alleinerziehenden und den bilokalen Paarbeziehungen ohne Kind dar. Leben die Paare in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammen oder sind verheiratet, verringert sich die Deckungsgleichheit der Einschätzungen und es steigt der Anteil derjenigen mit einem Kinderwunsch, auch wenn das soziale Umfeld ein Kind ablehnt. So haben 64,3 % der kinderlosen Verheirateten den Wunsch, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind zu bekommen, obwohl die Eltern dies ablehnen. Bei Verheirateten mit Kindern kehrt sich die Situation dann wieder um. Lehnen Eltern oder Freunde die Geburt eines Kindes ab, haben nur noch 36,8 bzw. 36,2 % einen Kinderwunsch. In dieser Gruppe dürfte relativ häufig die endgültige Kinderzahl bereits erreicht sein und sowohl Befragte als auch das Umfeld teilen diese Einschätzung.

Befürwortet das soziale Umfeld die Geburt eines Kindes, kommen aktuelle Kinderwünsche signifikant häufiger vor. Sie sind bei den Singles, den Alleinerziehenden und den kinderlosen bilokalen Paarbeziehungen ohne Kind mit ca. 50 % noch relativ selten. Dennoch ist es überraschend, dass Personen ohne Partner bei Befürwortung durch das soziale Umfeld zu 45,3 % einen aktuellen Kinderwunsch haben. Liegen Partnerschaften in Form von nichtehelichen Lebensgemeinschaften oder Ehe vor, haben im Trend mehr als drei Viertel

der Befragten einen Kinderwunsch. Der höchste Wert findet sich bei den kinderlosen Verheirateten, die bei einer Befürwortung durch die Eltern sich zu 90,4 % in den nächsten zwei Jahren ein Kind wünschen.

Hauptergebnisse und Diskussion

Hinsichtlich der zentralen Fragestellungen des Beitrags sind zwei Ergebnisse herauszustellen. Erstens wurde ein differenzierender Einfluss der Lebensformen auf den aktuellen Kinderwunsch festgestellt, der von den Merkmalen Ehe, Zusammenleben, Partnerschaft und Kinder ausgeht. In der Tendenz gilt, dass mit dem Vorhandensein einer Partnerschaft sowie ihrer steigenden Institutionalisierung häufiger ein aktueller Kinderwunsch vorhanden ist. Die Analysen anhand der pairfam-Daten verweisen zweitens auf einen ausgeprägten Zusammenhang zwischen dem Wunsch, innerhalb der nächsten zwei Jahre ein Kind zu bekommen und der Beurteilung der Fertilitätsintension durch das soziale Umfeld. Die Autoren gehen davon aus, dass das Wissen um die Akzeptanz einer geplanten Geburt durch Eltern und Freunde bei den Befragten das Entstehen eines aktuellen Kinderwunsches bestärkt bzw. abschwächt. Damit wird eine ganze Reihe von Ergebnissen aus Untersuchungen bestätigt, die den Einfluss von sozialen Normen, Netzwerken oder der Herkunftsfamilie auf das generative Verhalten zum Gegenstand hatten. Beispiele sind die erhöhte Wahrscheinlichkeit, ein Kind



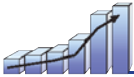
zu bekommen, wenn ein Geschwister ein Kind bekommen hat (Kuziemko 2006: 26) bzw. das gestiegene Risiko einer Teenagerschwangerschaft, wenn ein älteres Geschwister ein Kind bekommen hat (Monstad, Propper und Salvanes 2011: 15). Nachgewiesen wurde auch der Einfluss der Arbeitskollegen, wo angenommen wird, dass durch das Wahrnehmen einer erfolgreichen Balance zwischen Arbeit und Familie Frauen eher zum Nachahmen motiviert werden (Ciliberto, Miller, Nielsen und Simonsen 2011: 28). Daneben kann zur Erklärung der Ergebnisse ebenso angenommen werden, dass die Befragten, die Eltern und die Freunde die Eignung der Bedingungen für die Erfüllung sehr ähnlich beurteilen und dadurch zu übereinstimmenden Einschätzungen gelangen.

Im Detail erbrachten die Analysen folgende Ergebnisse:

1. Generell unterscheiden sich Freunde und Eltern quasi nicht bei der Befürwortung oder Ablehnung der Geburt eines Kindes.
2. Befragte und ihr soziales Umfeld sind in einem hohen Maß deckungsgleich bei der Einschätzung, ob der Befragte in der nächsten Zeit ein Kind bekommen sollte. Bei stärker institutionalisierten Partnerschaften ist der Grad der Übereinstimmung niedriger. Es wird vermutet, dass diese Paare autonomer sind und ihre Entscheidungen selbständiger treffen.
3. Lebensformen differenzieren die Fertilitätsintensionen. Ein Kinderwunsch ist in der Tendenz dort seltener, wo kein Partner vorhanden ist oder eine getrennte Haushaltsführung vorliegt.
4. Das Vorhandensein von Kindern hat unterschiedliche Auswirkungen auf den Kinderwunsch. Sind in der Altersgruppe 35-37 Jahre noch keine Kinder geboren, existiert häufig ein aktueller Kinderwunsch. Sind Kinder vorhanden, kommt ein Kinderwunsch seltener vor, da für einen Teil der Befragten anzunehmen ist, dass die geplante Kinderzahl bereits realisiert wurde.
5. Generell sind bilokale Paarbeziehungen nicht die Partnerschaftsform, die zur Erfüllung des Kinderwunsches gewählt wird. Man hat es relativ häufig mit Partnerschaften in der Entstehungsphase oder aber mit beruflich bedingten Fernbeziehungen zu tun. Beide Lebensphasen harmonisieren weniger mit dem Wunsch nach der Geburt eines Kindes. Allerdings weisen die kinderlosen bilokalen Paarbeziehungen in der Altersgruppe 35-37 Jahre sehr häufig einen Kinderwunsch auf.
6. Auffällig ist die besondere Situation der Alleinerziehenden und der Singles, die in beiden Altersgruppen selten über einen Kinderwunsch verfügen. Das überrascht deshalb, weil kein Partner vorhanden ist, sie relativ häufig in prekären Einkommenssituationen leben und einem erhöhten Armutsrisiko ausgesetzt sind (Fux 2011: 61). Auffällig ist der relativ häufige aktuelle Kinderwunsch bei den 35-bis 37-jährigen Singles. Angenommen wird, dass es sich bei der Entscheidung als Single für ein Kind um eine Entscheidung für das Alleinerziehen handelt (Schneider et al. 2001: 99).

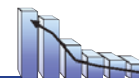
Aus der Sicht der zu überprüfenden Hypothesen ist festzustellen, dass sie in der Tendenz als bestätigt gelten können. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass sich die Zusammenhänge in der empirischen Überprüfung nicht so pauschal darstellen, wie sie in den Hypothesen formuliert worden sind. Die Hypothese 1, nach der Personen, die in einer Partnerschaft leben, öfter einen Kinderwunsch haben, konnte bestätigt werden. Allerdings sind die ausgeprägten Fertilitätsintensionen etwa bei den bilokalen Paarbeziehungen ohne Kinder und der seltene Kinderwunsch bei verheirateten Paaren mit Kindern jeweils in der Altersgruppe 35-37 Jahre mit der Hypothese nicht abgedeckt worden. Die Hypothese 2, nach der sich die Fertilitätsintension mit dem Grad der Institutionalisierung der Partnerschaft intensiviert, konnte bedingt bestätigt werden. Nicht in das mit der Hypothese gezeichnete Bild passt, dass zum Teil nichteheliche Lebensgemeinschaften und bilokale Paarbeziehungen sehr häufig einen Kinderwunsch aufweisen. Hypothese 3, die kaum Fertilitätsintensionen bei Singles und Alleinerziehenden unterstellt, konnte ebenfalls nur zum Teil bestätigt werden. Unzutreffend war der nicht erwartete relativ hohe Anteil an Personen mit einem Kinderwunsch bei den 35- bis 37-jährigen Singles. Hypothese 4 konnte relativ gut bestätigt werden. Wenn das soziale Umfeld sich wünscht, dass der Befragte (weitere) Kinder bekommt, wünscht sich das der Befragte auch.

Mit Blick auf die deutsche Fertilitätssituation ist anzumerken, dass in unterschiedlichen Lebensformen besondere Bedingungen für das Entstehen von Kinderwünschen vorherrschen. In Lebensformen wie den Singles, den Alleinerziehenden oder den bilokalen Paarbeziehungen kommen Kinderwünsche bei Ausnahmen seltener vor. Ihre Ausbreitung dürfte zur Verfestigung der deutschen Niedrig-Fertilitäts-Situation beigetragen haben. Hinzuwiesen ist auch darauf, dass das Erreichen der gewünschten Kinderzahl weitere Fertilitätsintensionen abschwächt. Die Bereitschaft, darüber hinaus ein weiteres Kind zu bekommen, scheint begrenzt zu sein.



Literaturverzeichnis

- Bernard, Laura; Keim, Sylvia; von der Lippe, Holger (2007): Social Influences on Fertility: A Comparative Mixed Methods Study in Eastern and Western Germany. In: *Journal of Mixed Methods Research*. Vol. 1, Nr. 1
- Bloom, David E.; Canning David; Günther, Isabel; Linnemayr, Sebastian (2008): Social Interactions and Fertility in Developing Countries. Mimeo, Harvard School of Public Health
- Ciliberto Federico; Miller, Amalia R.; Nielsen, Helena Skyt; Simonsen, Marianne (2011): Playing the Fertility Game at Work. Mimeo
- Dommermuth, Lars; Klobas, Jane; Lappegård, Trude (2009): Now or later? The theory of planned behaviour and fertility intentions. In: *Dondena Working Paper No. 20*
- Dorbritz, Jürgen (2010): Kinderzahlen und Lebensformen im West-Ost-Vergleich – Ergebnisse des Mikrozensus 2008. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell. Mitteilungen aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Ausgabe 1: 11-15*
- Fux, Beat (2011): Sozioökonomische Situation und soziale Beziehungen von Alleinerziehenden. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Bd. 41. Würzburg: Ergon
- Harknett, Kristen; Billari, Francesco C.; Hartnett, Caroline Sten: (2010): Where and for Whom Are Fertility Intentions Predictive of Actual Fertility at the Population Level? (<http://paa2011.princeton.edu/download.aspx?submissionId=112486>)
- Hensvik, L.; Nilsson, P. (2010): Businesses, Buddies and Babies: Social Ties and Fertility at Work. Mimeo
- Kohler, Hans-Peter (1997): Fertility and Social Interaction: An Economic Approach. Dissertation
- Kuziemko, Ilyana (2006): "Is Having Babies Contagious? Fertility Peer Effects Between Adult Siblings", Mimeo, Princeton University, 2006
- Monstad, K.; Propper, C.; Salvanes, K. G. (2011): Is teenage motherhood contagious? Evidence from a Natural Experiment. In: *Discussion Paper Series in Economics 12/2011*, Department of Economics, Norwegian School of Economics
- Pinnelli, A.; De Rose, A.; Di Giulio, P.; Rosina, A. (2002): Interrelationships between partnership and fertility behaviour. In: Macura, M.; Beets, G. (Hrsg.): *Dynamics of Fertility and Partnership in Europe. Insights and Lessons from Comparative Research*. Vol I. New York/Geneva: United Nations: 77-98.
- Schneider, Norbert F.; Krüger, Dorothea; Lasch, Vera; Limmer Ruth; Matthias-Bleck, Heike (2001): *Alleinerziehen. Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. München



Das BiB in den Medien

Von der Kunst, aus zwei Familien eine zu machen:

Prof. Dr. Norbert F. Schneider zur Entwicklung des Modells der Patchworkfamilie als Familienform in der Sendung „Hintergrund“ im Deutschlandradio am 17. April 2012

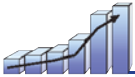
Die Patchworkfamilie ist auf dem Vormarsch – und wird weiter zunehmen, wie Hochrechnungen zeigen. Obwohl genaue statistisch belastbare Zahlen noch fehlen, wird hier davon ausgegangen, dass nach Untersuchungen mit dem Generations and Gender Survey des BiB gegenwärtig rund 14 Prozent aller Familien in Deutschland Patchworkfamilien sind – also Familien, bei denen mindestens ein Elternteil ein Kind aus einer früheren Beziehung mitgebracht hat. Die Zunahme dieser Familienform in den letzten Jahrzehnten und ihre Merkmale analysierte der Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, im Interview mit dem Deutschlandfunk.

Das, was heute mit dem Begriff Patchworkfamilie bezeichnet wird, wurde früher Stieffamilie genannt. Diese Familienform ist so alt wie die Menschheit, und somit brauche es hier eigentlich keinen neuen Begriff, erläuterte Prof. Schneider. Im ursprünglichen Sinne war die Stieffamilie dadurch gekennzeichnet, dass einer der beiden leiblichen, miteinander verheirateten Elternteile fehlt – in der Regel durch Tod, seltener durch Scheidung. Ein neuer sozialer Elternteil, der wiederum mit dem anderen leiblichen Elternteil verheiratet ist, kommt hinzu.

Der Wandel des Begriffs der Stieffamilie hin zur Patchworkfamilie resultierte aus einem 1990 erschienenen wissenschaftlichen Artikel aus Amerika, der diese Bezeichnung erstmals verwendete. Dass der Begriff sich durchsetzte, lag nach Einschätzung von Prof. Schneider vermutlich daran, dass das Wort Stieffamilie durch Märchen negativ belegt war.

Betrachtet man die Entwicklung der Patchworkfamilie aus einer kurzfristigen und einer langfristigen Perspektive, so zeigt sich, dass über die letzten 50 Jahre hinweg die Zahl dieser Familienform tatsächlich zugenommen hat – was aber daran liege, dass es in den 1960er Jahren davon nur wenige gab, erklärte der Familiensoziologe. Über einen längeren Zeitraum betrachtet, zeigten etwa Daten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts eine sehr viel größere Verbreitung der Stieffamilie als heute. Die Ursachen hierfür lagen zum einen an einer hohen Sterblichkeit der Frauen bei Geburt eines Kindes und zum anderen fielen die Männer im Krieg, so dass die Menschen aus reiner Not eine Stieffamilie gründeten. Heute seien Patchworkfamilien dagegen Teil einer großen selbstbestimmten Familienlandschaft, bei der die äußere Form eher unwichtig geworden sei, resümierte Prof. Schneider. So gelten zum Beispiel Alleinerziehende heutzutage als eine Familie – vor 30, 40 Jahren wurde eine Alleinerziehende noch als unvollständige Familie betrachtet. Es zeige sich, dass heute die Konstellation der Patchworkfamilie nicht mehr von Bedeutung sei – wichtiger sei vielmehr, dass alle Familienmitglieder mit der gewählten Familienform klarkommen. Dass diese Familienform weiter zunehme, liege auch daran, dass sich in den letzten 50 Jahren das Verhältnis von Familie und Gesellschaft verändert habe. Davor galt, dass im Kern dieses Verhältnisses der Institutionsschutz der Ehe stand, völlig unabhängig davon, wie es den Menschen dabei gehe. Nun gehe es eher darum, die individuelle Autonomie und die Individualrechte zu sichern und zu fördern und nicht mehr die Ehe per se zu schützen, so Prof. Schneider.

.....
Bernhard Gückel, BiB



Weniger kann auch mehr sein!

Der Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, zu den Auswirkungen des demografischen Wandels im Magazin „innenpolitik 02/2012“ des BMI

Der prognostizierte Bevölkerungsrückgang in Deutschland bis zum Jahr 2060 ist für den Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, kein Grund, in Krisenszenarien zu denken, wie er im Interview mit dem Magazin „innenpolitik“ betonte. Ein Schrumpfen der Bevölkerung müsse nicht zwangsläufig zu einem Rückgang des Wohlstands führen, da die Größe einer Bevölkerung nicht der primär entscheidende Faktor für Wohlstand, Ansehen und Macht sei. Wichtiger sei vielmehr, wie die Gesellschaft insbesondere nach Bildungsgruppen zusammengesetzt sei und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die bestimmen, wie sich der Einzelne entfalten könne.

Alles in allem könne die demografische Entwicklung positiv gestaltet werden, wobei Wahlfreiheit in der Lebensführung und Steigerung der Lebensqualität dabei die zentralen Aspekte des politischen Handelns seien. Dabei gehe es um Fragen, wie es Menschen erleichtert werden könne, sich für Kinder zu entscheiden. Dazu müsse geklärt werden, wie künftig mit dem Schutz der Ehe als Institution und der wachsenden Vielfalt der Lebensformen umgegangen werde. In diesem Zusammenhang werde auch immer wieder die Frage gestellt, ob die Familie als Lebensform in der Krise stecke. Dies könne allerdings klar verneint werden, betonte der Familiensoziologe. Der seit 30, 40 Jahren anhaltende Wandel der Familie sei nichts anderes als die Rückkehr zur Normalität. Die Menschen entschieden sich seit geraumer Zeit immer später zur Familiengründung und die Familien werden instabiler. Entscheidend sei hier auch, dass in Familienrecht und –politik die Familienmitglieder stärker in den Vordergrund rückten.

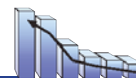
Ein Grund für den Bevölkerungsrückgang sind die seit Jahrzehnten niedrigen Geburtenraten in Deutschland. Gibt es hier Möglichkeiten für die Politik, steuernd einzugreifen? Nach Ansicht von Prof. Schneider zumindest nicht kurzfristig

und vor allem nicht durch einzelne Maßnahmen. Viel bedeutsamer seien hier die familienbezogenen Leitbilder, die das Denken und Handeln bestimmen. Als tiefsitzende Überzeugungen sind sie wenig dynamisch und langlebig, was aber nicht bedeute, dass eine politische Auseinandersetzung damit sinnlos sei. Dass auch soziale und kulturelle Faktoren bei der Frage, wann und wie viele Kinder geboren werden, eine Rolle spielen, zeigt eine erste Grundsatzstudie des BiB, die vor allem unterschiedliche Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschland bei der Erwerbsbeteiligung von Müttern und der Akzeptanz der außerhäuslichen Kinderbetreuung belegt. Die politische Beschäftigung mit dem Thema Leitbilder könnte dazu führen, so Prof. Schneider, dass Reflexionsprozesse in Gang gesetzt werden, um diese stereotypen Leitbilder auf einen kritischen Prüfstand zu stellen. Dadurch könne ein allmählicher Wandel der Leitbilder erwartet werden. Die Forschung stehe bei diesem Thema allerdings noch am Anfang. Das BiB befasst sich in einem Forschungsschwerpunkt intensiv mit der Problematik und möchte damit zu einem besseren Verständnis beitragen, unter welchen Bedingungen und Einstellungen sich Menschen für Kinder entscheiden. Damit würde es auch möglich, Strategien zur Bewältigung des demografischen Wandels zu entwickeln, resümierte Prof. Schneider.

Bernhard Gückel, BiB

 **Download des Magazins unter** 

http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/2012/Innenpolitik_demografie.html?nn=110428



Aktuelles

Ageing and Innovation –

Gemeinsamer Expertenworkshop des BiB und der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) zu den Auswirkungen des demografischen Wandels am 09. Mai 2012 in Berlin in Verbindung mit dem 63. Berliner Fachgespräch zur Globalisierung mit dem Thema: „Weniger! Älter! Ärmer? – Der demografische Wandel als globale Herausforderung“.

Der demografische Wandel und mit ihm die fortschreitende Alterung der Bevölkerung in den nächsten Jahrzehnten in nahezu allen Regionen der Welt sind unvermeidlich. Welche Auswirkungen hat die tiefgreifende Veränderung der demografischen Struktur auf die Arbeits- und Lebensprozesse und welche Rolle spielen ältere Menschen in der Gesellschaft und im Wirtschaftsprozess? Wie müssen gesellschaftliche Rahmenbedingungen gesetzt werden, um die Potenziale älterer Menschen besser zu nutzen? Welche Ansätze verfolgen andere Länder und was kann Deutschland daraus lernen? Diese Fragen standen im Mittelpunkt des gemeinsamen Expertenworkshops des BiB und der KfW am 09. Mai 2012 in Berlin unter der Leitung von Prof. Dr. Norbert F. Schneider (Direktor des BiB) und Dr. Norbert Kloppeburg (KfW Frankfurt).

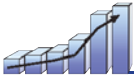
In seinem einführenden Vortrag betonte der Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, die große Herausforderung der demografischen Alterung für Wohlstand und Lebensqualität, die soziale Kohäsion sowie die nachhaltige Entwicklung in den industrialisierten Ländern und den Entwicklungsländern. Er appellierte, die sich wandelnde Alterszusammensetzung in der Gesellschaft als Chance zu sehen, gerade auch auf dem Arbeitsmarkt. Letztlich könne der Austausch von Erfahrungen im Umgang mit dem demografischen Wandel gerade für Länder, die sich noch in einer frühen Phase des demografischen Übergangs befinden, der Schlüssel zur Lösung der demografischen Herausforderungen für beide Seiten sein.

Alterung: Demografische Dividende oder demografische Last?

Im ersten Themenblock, der sich der Frage widmete, wie sich die demografische Dividende im Zuge der Alterung verändert, untersuchte **Daniela Weber** vom International In-

stitute for Applied Systems Analysis (IIASA) die Produktivität Älterer in globaler Perspektive: Sie konstatierte zunächst, dass der demografische Wandel mit den Folgen von weniger Menschen im berufsfähigen Alter und einem Altern der Arbeitnehmer einen starken Einfluss auf die Arbeitsmärkte haben werde. Ihre Projektionen zeigten dabei, dass ein längeres Arbeitsleben die effektivste Antwort für eine alternde Bevölkerung ist, um die finanzielle Nachhaltigkeit zu erhalten. Dabei spielen das Produktivitätspotenzial und die kognitiven Fähigkeiten einer alternden Belegschaft eine große Rolle. Es zeige sich nämlich, dass Länder, die stärker in Bildung, Gesundheit und lebenslanges Lernen investiert haben, oftmals effektiv jünger sind, auch wenn sie eine ältere Bevölkerung haben. Die Belastung der Alterung ist demnach geringer für Nordeuropa und die USA, während Länder wie Indien oder China eine relativ hohe Alterslast haben, obwohl sie über eine relativ junge Bevölkerung verfügen.

Die Bedeutung der Bildung für einen Gewinn bei der demografischen Dividende betonte auch **Prof. Gavin W. Jones** vom Asia Institute and Department of Sociology der National University of Singapore. Es zeige sich nämlich, dass sich die Entwicklungsländer mit einer nach wie vor hohen Fertilität (z.B. Nigeria, Pakistan, Philippinen) signifikanten Herausforderungen bei der Ausbildung ihrer rapide gewachsenen jungen Bevölkerungen gegenübersehen. Die Länder mit einer Fertilitätsrate nahe dem Reproduktionsniveau wie Indonesien und Indien können dagegen ihr Bildungsniveau und die Qualität ihrer Bildung leichter anheben, zumal sie von der demografischen Dividende profitieren, da sie eine jüngere Bevölkerung haben. Gerade bei den jüngeren Kohorten müsse so schnell wie möglich das Bildungsniveau angehoben werden – schließlich liegen die verfügbaren Indikatoren der Bildungsqualität beim Lesen und Schreiben in den Entwicklungsländern nach wie vor allesamt deutlich unter dem OECD-Durchschnitt.



Alterung und Innovation

Der Anteil der Arbeitnehmer im Alter 50+ wird sich in vielen industrialisierten Ländern innerhalb der nächsten 20 Jahre mehr als verdoppeln, erläuterte **Dr. Matthias Weiss** vom Munich Center. Dies wirft die Frage nach der Produktivität vieler älterer Arbeitnehmer auf. Verändert sich diese im Lebensverlauf? Eine Untersuchung der Beziehung zwischen dem Alter der Arbeitnehmer und ihrer Arbeitsproduktivität zeige keinen Rückgang der Produktivität bis zum Alter 60 Jahre, resümierte Dr. Weiss.

Anders hingegen sehe es bei der Innovationsfähigkeit aus, wie **Dr. Hans-Dieter Schat** vom Fraunhofer Institut for Systems and Innovation Research (ISI) zeigte. Er stellte die Frage, ob die Innovationsfähigkeit von Unternehmen durch alternde Belegschaften gefährdet werde. Analysen zeigten, dass sich ältere Beschäftigte weniger an Aktivitäten des Ideenmanagements beteiligten, was dazu führe, dass die Betriebe auch betriebswirtschaftlich weniger erfolgreich seien. Insgesamt zeige der Zusammenhang zwischen Alter der Belegschaft und Innovationen einen Rückgang bei der Innovationsfähigkeit bei den 35-Jährigen und Älteren, so Dr. Schat. Wie sich die Mischung von Alten und Jungen in Belegschaften auf die Produktivität auswirkt, lasse sich derzeit nur andeuten, da die Forschung sich hier noch in einem frühen Stadium befinde. Es lasse sich aber konstatieren, dass Altersdiversifizierung in Teams in manchen Situationen von Vorteil sei, in anderen sich hingegen nachteilig auswirke.

Alterung und die Folgen für das Wohlbefinden

Wie wird sich eine schrumpfende Bevölkerung auf den Wohlstand und das subjektive Wohlbefinden auswirken? Dieser Frage ging **Dr. Reiner Klingholz** vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung nach. Er betonte, dass der demografische Wandel einen direkten oder indirekten Effekt auf das subjektive Wohlbefinden habe. So werde etwa die Qualifikation und der Wert jedes einzelnen Menschen in Zeiten knapper, gutausgebildeter Arbeitnehmer wachsen. Das Gleiche gelte für die körperliche Fitness als Vorbedingung für eine hohe Produktivität älterer Beschäftigter. Insgesamt könnten die Menschen in einer stagnierenden oder schrumpfenden Wirtschaft glücklicher leben. Ein hohes Be-

schäftigungsniveau mit einem hohen Grad an subjektiver Zufriedenheit sei nicht unmöglich unter den Bedingungen des rapiden demografischen Wandels, betonte Dr. Klingholz.

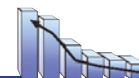
Folgen der Migration für Herkunfts- und Zielländer

Die Frage, welche Folgen Migration für Herkunfts- und Zielländer hat, beschäftigte **Peter Bonin** und **Vinod Thomas** in ihrem Beitrag. Sie zeigten, dass Migration viele Dimensionen hat und nicht nur als Einbahnstraße gesehen werden könne, die notgedrungen zu einem Aderlaß der gut Ausgebildeten im Herkunftsland führe. Migration biete nämlich ein beträchtliches Potenzial sowohl für das Herkunfts- als auch das Zielland. Die deutsche Entwicklungspolitik arbeite mit Herkunfts-, Transit- und Gastländern zusammen und zugleich auch mit Migrantenorganisationen, um so das Entwicklungspotenzial, das die Migration biete, zu nutzen und Risiken zu minimieren.

„Weniger! Älter! Ärmer? – 63. Berliner Fachgespräch zur Globalisierung“

Im Anschluss an den Workshop fanden die 63. Berliner Fachgespräche zur Globalisierung statt, an denen der Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, der Parlamentarische Staatssekretär beim Bundesministerium des Innern, **Dr. Christoph Bergner**, die stellvertretende Vorsitzende der Bundestagsfraktion von Bündnis90/Die Grünen, **Kerstin Andrae** und der Generaldirektor der Asian Development Bank, **Dr. Vinod Thomas**, teilnahmen. Im Mittelpunkt der von **Dr. Melinda Crae** von der Deutschen Welle TV moderierten Gespräche stand die Frage, wie ein marktwirtschaftliches Wirtschaftssystem mit weniger, aber älteren Erwerbstätigen seine Produktivität steigern und Wachstum generieren könne. Welche gesellschaftlichen und betrieblichen Anpassungen müssen erfolgen, um die Potenziale der älteren Bevölkerung zu nutzen? Dabei richtete sich der Blick auch auf die globale Entwicklung und es wurde darüber diskutiert, welche Erfahrungen bei der Integration älterer Menschen die Industrieländer mit den Entwicklungs- und Schwellenländern teilen können.

Bernhard Gückel, BiB



Vorträge und Forschungsaktivitäten

Prof. Dr. Schneider bei der Podiumsdiskussion auf dem Katholikentag am 18. Mai 2012 zu den Chancen des demografischen Wandels

Bei der Veranstaltung „Aufbrüche in eine(r) Gesellschaft des langen Lebens“ auf dem Katholikentag 2012 hat der Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, an einer Podiumsdiskussion mit **Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel** sowie dem Fachautor **Dr. Winfried Kösters**, der Sozialpädagogin **Almut Wiedenmann** und dem ehemaligen Leiter eines Studienseminars für Berufsschullehrer, **Martin Thees**, zu den Chancen des demografischen Wandels teilgenommen. Eingeleitet wurde die Diskussion mit einem Vortrag von Frau Merkel, in dem sie betonte, dass der demografische Wandel zwar nicht über Nacht, dafür aber mit aller Macht komme. Die Tatsache, dass wir weniger, vielfältiger und älter werden, gelte es zu nutzen, da das Mehr an Lebenszeit ein unschätzbarer Gewinn sei, so Frau Merkel. Der demografische Wandel stelle auch Herausforderungen, deshalb entwickle die Bundesregierung derzeit eine Demografiestrategie, zu deren Umsetzung die Hilfe sowohl der Länder als auch der Kommunen sowie der Verbände und Kirchen benötigt werde.

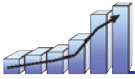
Prof. Dr. Schneider: Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungspolitik

Anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Instituts für angewandte Demografie (IFAD) in Berlin hat der Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, am 22. März 2012 auf dem wissenschaftlichen Festkolloquium des IFAD einen Vortrag gehalten, in dem er sich vor dem Hintergrund der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland mit den Grundlagen und Ansprüchen einer modernen Bevölkerungspolitik auseinandersetzte. Angesichts der Tatsache, dass die Bevölkerung in den kommenden Jahrzehnten älter, weniger und bunter werde, müssten bei der Entwicklung einer bevölkerungspolitischen Strategie bestimmte Grundfragen geklärt werden. So gelte es, die Frage zu beantworten, ob eine Bevölkerungspolitik eine Anpassung der gesellschaftlichen Strukturen an den demografischen Wandel vornehmen solle, oder ob sie die weitere Entwicklung der Bevölkerung so beeinflussen werde, dass die bestehenden Strukturen stabilisiert werden könnten. Darüber hinaus müsste ein Diskurs über Ziele und Maßnahmen einer aktiven Bevölkerungspolitik geführt werden, denn ohne Zielbestimmung und strategische Ausrich-

tung könne hier politisches Handeln nicht erfolgreich sein. Zu beachten sei an diesem Punkt, dass politische Einzelmaßnahmen in der Regel keine messbare Wirkung auf die Bevölkerungspolitik hätten, betonte Prof. Schneider. Zudem scheinen aus heutiger Sicht indirekte Formen der Beeinflussung der Bevölkerungsentwicklung adäquater zu sein als direkte Maßnahmen. Im Mittelpunkt einer modernen Bevölkerungspolitik müsse die Gestaltung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stehen mit dem Ziel, die Wahlfreiheit der Lebensführung sicherzustellen und somit alle infrastrukturellen und kulturellen Restriktionen zu beseitigen, die diese Wahlfreiheit in unerwünschter Weise einschränkten. Der Migrationspolitik als einem Teil der Bevölkerungspolitik fiele hier vor allem die Aufgabe zu, den jeweiligen Standort (also das Land oder die Region) besonders für hoch Qualifizierte attraktiv zu machen.

Prof. Dr. Schneider über den „Geist“ des 8. Familienberichts

Im Mittelpunkt des kürzlich erschienen achten Familienberichts des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend steht das Thema Familienzeitpolitik als Teil einer nachhaltigen Familienpolitik. Der Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, präsentierte dazu beim Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. Berlin am 21. März 2012 zentrale Thesen des Berichts und betonte besonders die Zeitkonflikte, denen sich bestimmte Lebensformen wie Alleinerziehende, Zweiverdiener-Ehepaare oder kinderreiche Familien ausgesetzt sehen. Dazu seien bestimmte Lebensphasen durch besondere Zeitengpässe gekennzeichnet, wie die Phase mit Kleinkindern oder die Pflege von Familienmitgliedern. Eine familienfreundliche Familienzeitpolitik, wie sie auch im Bericht beschrieben werde, müsse Strukturen schaffen, die die souveräne Zeitverwendung erleichtern und zugleich Strukturen korrigieren, die systematisch dazu führten, dass die bestmögliche Verwendung von Zeit für Familie, Erwerbsleben, Rekreations- und Eigenzeit behindert werde. Konkret hieße dies, etwa die Zeitstrukturen öffentlicher Institutionen effizienter und stärker nachfrageorientiert zu gestalten, zum Beispiel Schulen, Kinderbetreuungseinrichtungen und Arbeitszeiten zu synchronisieren. Die Zeitpolitik müsse dazu führen, die Zeitsouveränität zu erhöhen und strukturelle Zeitstressoren zu beseitigen. Individuelle und soziale Zeitstrukturen seien so zu harmonisieren,



dass eine Teilhabe des Einzelnen und der Familie am sozialen Geschehen möglich sei, betonte der Familiensoziologe. Schließlich wachse mit einer größeren Zeitsouveränität auch die Wahlfreiheit der Lebensführung und damit der Lebensqualität in Deutschland. Klar sei allerdings auch, dass bessere gesellschaftliche Zeitstrukturen nur konzertiert geschaffen werden könnten. Dazu müssten die wesentlichen zeitpolitischen Akteure wie Bund, Länder, Kommunen, Tarifpartner sowie öffentliche und privatwirtschaftliche Organisationen einen aktiven Beitrag erbringen, resümierte Prof. Schneider.

Heiko Rüger, Norbert F. Schneider et al.: Mobilität und betriebliche Gesundheit

Stellt das berufsbedingte Mobilitätsverhalten einen wichtigen psychomentalen und psychosozialen Belastungsfaktor für die betriebliche Gesundheit dar? Wie ist der derzeitige Forschungsstand zu dieser Problematik?

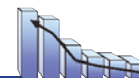
Mit dieser Frage beschäftigten sich bei der wissenschaftlichen Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin und Umweltmedizin e.V. vom 14. bis 17. März 2012 an der Universität Göttingen **Heiko Rüger, Prof. Dr. Norbert F. Schneider, Prof. Dr. Stephan Letzel (Uni Mainz)** sowie **Prof. Dr. Eva Münster (Uni Mainz)**. Sie präsentierten einen Forschungsüberblick der Studien zum Thema „Unterwegs für den Beruf: Formen, Verbreitung und gesundheitliche Implikationen arbeitsbedingter Mobilität“ und zeigten anhand einer systematischen Literaturrecherche in drei internationalen Literaturlieferanten vorhandene Forschungsdefizite auf. Die Wissenschaftler konstatierten, dass der internationale Forschungsstand lediglich für vereinzelte Formen, etwa bei den Fernpendlern, recht gut entwickelt ist. Betrachte man allerdings die gesamte Bandbreite des beruflich bedingten Mobilitätsgeschehens, so müsse gegenwärtig von einem wenig entwickelten Forschungsstand gesprochen werden, resümierten die Wissenschaftler. Er beruhe weit überwiegend auf Befragungsstudien, die übereinstimmend auf einen Zusammenhang zwischen Mobilitätsverhalten und Belastungserleben hinwiesen. Dabei zeige die Forschung erhebliche Defizite auf: So fehle etwa ein integrierter Ansatz zur Erfassung berufsbedingten Mobilitätsverhaltens und somit ein systematischer Vergleich zwischen den verschiedenen Formen der Mobilität. Bei dieser für die Arbeitsmedizin zunehmend wichtiger werdenden Thematik gebe es somit kaum eine Entwicklung, konstatierten die Wissenschaftler. Damit bleibe ein potenziell relevanter Parameter der betrieblichen Gesundheit bislang weitgehend unbeachtet.

Silvia Ruppenthal: Berufliche Mobilität und die Folgen

Welche Folgen hat berufliche Mobilität für Gesundheit und Wohlbefinden? Diese Frage untersuchte **Silvia Ruppenthal** auf dem „XVII. Symposium Reise- und Impfmedizin – Internationale Gesundheit“ zum Thema „Beruflich unterwegs – Mobilität und die Folgen für Gesundheit und Wohlbefinden“ am 20. April 2012 im Auswärtigen Amt in Berlin. Sie konstatierte zunächst, dass Mobilitätsanforderungen im Beruf innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte zugenommen haben und zwar bei Beschäftigten aller Hierarchieebenen unterschiedlichster Berufsgruppen. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach den Auswirkungen der Mobilität für den Einzelnen, sein Privat- und Berufsleben sowie nach den gesellschaftlichen Konsequenzen erhöhter Mobilitätsanforderungen. Im Hinblick auf die Folgen für Gesundheit und Wohlbefinden zeigten Studien, dass Mobilität negative Auswirkungen für Beschäftigte haben könne und auch für die Partner und Kinder erhöhte Belastungen auftreten könnten, so Frau Ruppenthal. Letztlich hänge das Belastungserleben der Mobilität bei Beschäftigten von einer Vielzahl von Faktoren ab, wie zum Beispiel auf der individuellen Ebene von der Form der Mobilität, vergangenen Mobilitätserfahrungen, erworbenen Kompetenzen oder persönlichen Eigenschaften. Auf der betrieblichen Ebene spielen die gegebenen Rahmenbedingungen eine große Rolle. Hier bestehe auch weiterhin noch Forschungsbedarf, allerdings könnten bereits auf Basis vorliegender Befunde einige Hinweise zur Gestaltung von Mobilität gegeben werden, erklärte die Soziologin.

Susanne Stedtfeld zur Abwanderung junger Frauen aus den ländlichen Regionen Ostdeutschlands

Mit den Ursachen und Konsequenzen der verstärkten Abwanderung junger Frauen aus den ländlichen Gebieten Ostdeutschlands befasste sich **Susanne Stedtfeld** bei der Fachkonferenz „Theorizing and Practising Gender Sensitive Planning in European Discourse“ des Forums für Gender-Kompetenz in Architektur Landschaft Planung (gender_archland) an der Leibniz-Universität Hannover am 27. April 2012. Ihre Analyse, die auf einer Literaturrecherche und auf Ergebnissen einer qualitativen Expertenbefragung von Akteuren in der regionalen Jugendarbeit beruht, zeigt, dass ein Hauptgrund für die Abwanderung junger Frauen in der Aufnahme eines Studiums oder einer Ausbildung liegt. Hier wirken geschlechtsspezifische Unterschiede im Bildungsverhalten und bei der Ausbildungs- bzw. Studienplatzwahl. Spezifische



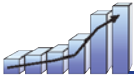
(Aus-)Bildungswünsche lassen sich in städtischen Gebieten für die jungen Frauen oftmals besser realisieren. Gleichzeitig wird auch eine Verbesserung der beruflichen Perspektiven angestrebt. Neben westdeutschen Städten profitieren zunehmend auch ostdeutsche Städte von Zuwanderungsgewinnen junger Frauen, wie Analysen der Wanderungsstatistik zeigen. Starke Geschlechterungleichgewichte im ländlichen Raum Ostdeutschlands sind die Folge. Diese sind mit demografischen, wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen für die jeweiligen Herkunftsregionen verbunden.

Frank Micheel zu Themen des STEP-Projektes

Beim Forschungskolloquium des STEP-Projektes an der Leuphana Universität in Lüneburg hat **Frank Micheel** am 22. März 2012 zentrale Fragestellungen und inhaltliche Schwerpunkte des STEP-Projekts zu „Potenzialen gesellschaftlicher Partizipation älterer Menschen“ präsentiert. Das STEP-Projekt untersucht, in welchem Ausmaß sich die Gruppe der „jungen Alten“ zwischen 55 und 70 Jahren am Erwerbsleben, der Zivilgesellschaft und den Beziehungen innerhalb der Familie beteiligt. Das Projekt habe zudem das Ziel, Gründe für dieses Verhalten zu identifizieren und zu erforschen, welche Absichten, Neigungen, aber auch zu erfüllenden Bedingungen hinsichtlich einer Erhöhung dieser Beteiligung bestehen, erläuterte Micheel. Zur zentralen Frage der Auswahl der gewählten Personengruppe betonte er die gesamtgesellschaftlichen und individuellen Potenziale der 55- bis 70-Jährigen, die auch in die Zukunft gerichtet seien. Schließlich ist die heute als Baby-Boomer bezeichnete Gruppe der durchschnittlich um die 50-Jährigen die künftig nachfolgende Altersgruppe, so dass es sich hier auch um Vorlauforschung für die kommenden Jahrzehnte handle. Ein wichtiges Kriterium zur Wahl dieser Altersgruppe liege auch im Konzept der „Rente mit 67“, die darauf ausgerichtet sei, dass ältere Arbeitnehmer länger am Arbeitsleben partizipieren müssten. Insgesamt würden für das Projekt mindestens 4000 in Deutschland lebende Männer und Frauen im Alter zwischen 55 und 70 Jahren mithilfe von Interviews befragt, die sich in Modulen zu Themen wie u.a. formeller und informeller Arbeit, dem Übergang in den Ruhestand, soziodemografischen Daten und Persönlichkeitsmerkmalen sowie der Lebensqualität, der Gesundheit und Altersbildern widmen.

Jürgen Dorbritz und Robert Naderi: Besonderheiten bilokaler Paarbeziehungen

Bei der Jahrestagung der Population Association of America vom 03. bis 05. Mai 2012 in San Francisco hat **Jürgen Dorbritz** in Zusammenarbeit mit **Robert Naderi** ein Poster zum Thema Bilokale Paarbeziehungen (Living-Apart-Together, LAT) präsentiert, in dem sie auf der Basis zweier Untersuchungswellen des pairfam-Datensatzes die Ursachen und Bedingungen für die Kontinuität dieser Lebensform anhand zweier Geburtskohorten der Jahre 1971-1973 und 1981-1983 untersuchten. Die Entstehungsursachen der bilokalen Paarbeziehungen liegen zum einen in Individualisierungstendenzen, etwa in dem Wunsch nach größerer persönlicher Autonomie, und zum anderen in steigenden Anforderungen an die berufsbedingte Mobilität, die oftmals nur durch getrennte Haushalte bewältigt werden können. Eines der prägenden Merkmale dieser Lebensform ist dabei eine hohe Instabilität. Im Vergleich der beiden untersuchten Geburtskohorten 1971-1973 und 1981-1983 zeigten sich deutliche Unterschiede, was den Charakter der LAT-Beziehung angeht, konstatierten die beiden Wissenschaftler. So bestanden von den in der ersten Welle aufgefundenen bilokalen Paarbeziehungen in der zweiten Welle in den Jahrgängen 1981-1983 noch 53,1 % und in den Jahrgängen 1971-1973 noch 58,3 %. Immerhin hatten sich 15,7 % der Jahrgänge 1981-1983 und 11,5 % der Jahrgänge 1971-1973 getrennt. Die übrigen bilokalen Paarbeziehungen hatten ihren Status verändert und waren zu einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft oder zu einer Ehe geworden. Bei der Betrachtung des Zusammenhangs zwischen den Rahmenbedingungen und bilokalen Paarbeziehungen mit Hilfe multinomialer logistischer Regressionen zeigt sich im Vergleich der beiden Wellen, dass Paare, die in der ersten Welle eine Zusammenzugsabsicht geäußert hatten, signifikant häufiger zusammengezogen waren als Paare, die diese Absicht nicht hatten. Dazu führte eine gleichzeitige berufliche Einbindung beider Partner zu einer höheren Chance, dass die Bilokalität fortbestand, so Dr. Dorbritz. Zudem zeigte sich für die Geburtsjahrgänge 1971-1973 bei größeren Distanzen zwischen den Wohnorten eine verstärkte Zusammenzugshäufigkeit. Verfüigten beide Partner über nur geringe Kohabitationserfahrungen, stieg die Chance für einen nachfolgenden Zusammenzug. Gemeinsam verbrachte Nächte führten hinsichtlich Zusammenzug/Trennung in den betrachteten Geburtsjahrgängen zu unterschiedlichen Effekten: So erhöhte sich bei den Jüngeren die Chance eines Zusammenzugs,



bei den Älteren hingegen die Chance der Trennung. Darüber hinaus erhöhte die Erfahrung gescheiterter Partnerschaften die Wahrscheinlichkeit, eine bilokale Paarbeziehung einzugehen. Es zeigte sich deutlich, dass Unzufriedenheit in der Partnerschaft die Chance der Auflösung der bilokalen Paarbeziehung erhöhte. Insgesamt, so das Resümee der beiden Wissenschaftler, trugen die bilokalen Paarbeziehungen bei der Kohortengruppe 1981-1983 einen grundsätzlich anderen Charakter als die in der Gruppe der 1971-1973 Geborenen.

Frank Swiaczny bei der Tagung der Commission on Population and Development zu den Demografischen Herausforderungen Deutschlands

Frank Swiaczny hat an der 45. Sitzung der Commission on Population and Development vom 23. bis 27. April 2012 in New York teilgenommen, die erstmals von UN-Generalsekretär Ban Ki Moon mit einem Appell an die Jugend als Träger des gesellschaftlichen Fortschritts auf der Welt eröffnet wurde. Als Vertreter der deutschen Delegation richtete Swiaczny in einer Rede zu „Nationalen Erfahrungen“ den Blick vor allem auf die demografischen Herausforderungen für Deutschland, das in den nächsten 20 Jahren mit einem Bevölkerungsrückgang konfrontiert sein wird, wobei die Konsequenzen dieses demografischen Wandels gegenwärtig noch nicht in vollem Maße abgeschätzt werden könnten. Gleich-

wohl biete die Situation aus der Sicht der Bundesregierung die Gelegenheit zu einer Modernisierung der deutschen Politik, wie in der am 25. April 2012 verabschiedeten Demografiestrategie der Bundesregierung deutlich werde. Im Mittelpunkt der deutschen Politik stünden dabei drei zentrale Ziele: die Stärkung der Familie, deren traditionelle Struktur einem Wandel unterliegt, die Förderung der Gesundheit und der Motivation gerade auch der älteren Arbeitnehmer am Arbeitsplatz sowie die Unterstützung eines unabhängigen und selbstbestimmten Lebens im Alter. In einer alternden Gesellschaft werde nach Auffassung der Bundesregierung besonders das Thema Bildung zunehmend wichtiger, um ökonomisches Wachstum und Prosperität auch zukünftig zu sichern. Die Bundesregierung betrachte den demografischen Wandel als Thema, das auch durch internationale Zusammenarbeit bewältigt werden müsse – schließlich durchlaufen viele der Partnerländer Deutschlands ebenfalls einen demografischen Wandel. Deutschland sei bereit, seine Erfahrungen im Umgang mit dem demografischen Wandel mit anderen Ländern zu teilen und möchte dazu beitragen, dass die Länder in der Auseinandersetzung mit den eigenen Herausforderungen des demografischen Wandels Unterstützung finden, versicherte Swiaczny.

.....
Bernhard Gückel, BiB

Literatur von BiB-Mitarbeiter/innen

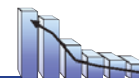
Frank Swiaczny:

„Low Fertility in Europe – Consequences of the Demographic Change as a Policy Issue: Examples from Germany“. In: Lee-Jay Cho and Yongha Kim (Hrsg.): Low Fertility and Aging Populations in Northeast Asia: Economic Implications. Korea Institute for Health and Social Affairs and Northeast Asia Economic Forum 2011: 104-120

Auch die asiatischen Länder wie Korea, Japan und China kämpfen – ähnlich wie Deutschland – mit Geburtenrückgängen und einer zunehmend älter werdenden Bevölkerung, wie dieser Band zeigt, der Beiträge zum demografischen Wandel in Nordostasien versammelt. Vor diesem Hintergrund zeigt Frank Swiaczny in seinem Artikel am Beispiel Deutschlands, welche Konsequenzen der demografische Wandel hat, der sich vor allem durch eine Schrumpfung und Alterung der deutschen Bevölkerung bemerkbar macht. Neben einer abnehmenden und alternden Bevölkerung wird sich der Wan-

del auch in regionalen Disparitäten zeigen, insbesondere durch das Binnenmigrationsgeschehen zwischen West- und Ostdeutschland. Die räumliche demografische Entwicklung ist dabei stark beeinflusst von der Abwanderung junger und gut ausgebildeter Menschen aus dem Osten Deutschlands und durch die räumliche Verteilung der internationalen Migration. Damit wird es insbesondere auf der regionalen und lokalen Ebene zu erheblichen Veränderungen in der Bevölkerungszusammensetzung kommen, auf die die Raumplanung reagieren muss. Eine alternde und abnehmende Bevölkerung besonders in den schwach besiedelten Regionen Ostdeutschlands wird Politiker und Raumplaner vor große Herausforderungen stellen. Die Erfahrungen, die in diesen Regionen gemacht werden, könnten dann als Beispiele für weitere Länder dienen, da schließlich immer mehr Länder die Konsequenzen des zweiten demografischen Übergangs erfahren werden.

Bernhard Gückel, BiB



Working Paper des BiB

In der unregelmäßig erscheinenden Publikationsreihe „Working Paper“ des BiB (vorher: „Demografische Analysen“) ist ein neuer Beitrag auf der Homepage als Download verfügbar:

Sauer, Lenore; Ruckdeschel, Kerstin; Naderi, Robert (2012): Reliability of retrospective event histories within the German Generations and Gender Survey.

Im Jahr 2010 wurden erste Probleme mit der Vergleichbarkeit biografischer Angaben, insbesondere der Fertilitäts- und Partnerschaftsbiografie in älteren Kohorten, im Vergleich von Generations and Gender Survey (GGS) zur amtlichen Statistik offensichtlich. Das vorliegende Working Paper verfolgt daher das Ziel, die Zuverlässigkeit der retrospektiv erhobenen Lebensverlaufsdaten im Bereich Fertilität und Partnerschaft in der ersten Welle des deutschen Generations and Gender Surveys weiter zu überprüfen.

Es zeigte sich im Rahmen der Fertilitätsbiografie, dass es zu einer Überschätzung von kinderlosen Frauen in den ältesten Kohorten und zu einer Unterschätzung dieser Gruppe in den mittleren Alterskohorten im deutschen GGS kam. Im Vergleich zur amtlichen Statistik und dem Forschungsstand gaben im Rahmen der Partnerschaftsbiografien zu wenig Frauen in den ältesten Kohorten an, jemals verheiratet gewesen zu sein, während sich für die jüngeren Altersgruppen das gegenteilige Bild zeigt.

Die Zusammenfassung der bisherigen Forschung zu Problemen retrospektiver Daten differenziert zwischen Verzerrungen auf Basis des erfragten Ereignisses, assoziiert Abweichungen mit bestimmten Charakteristika der Befragten oder der Survey-Organisation sowie -durchführung. Im Rahmen der Analysen zeigte sich, dass ein Großteil der Verzerrungen im deutschen GGS der Survey-Organisation und -durchführung zuzuordnen sind: Eine Kombination aus Stichproben-

ziehung auf Basis eines Random Route Verfahrens sowie Fehlkodierungen in Folge eines zu komplexen Fragebogens und in Folge von Interviewereffekten konnten als wichtigste Ursachen der Verzerrungen der retrospektiven Bereiche im deutschen GGS identifiziert werden. Davon sind einzelne Gruppen von Befragten in unterschiedlichem Ausmaß betroffen. So ist bei jüngeren Befragten das Risiko einer fehlerhaften Kodierung geringer, da weniger Ereignisse stattgefunden haben. Auch können Angaben von Personen, die Ereignisse in der Retrospektive genannt haben, als relativ valide eingestuft werden (z.B. Paritäten). Bei älteren Personen jedoch, bei denen keine Angaben zu bestimmten Ereignissen vorliegen, ist es dagegen nicht möglich, zu differenzieren, ob das dadurch bedingt ist, dass es keine Ereignisse gab oder es aufgrund der Komplexität des Fragebogens zu falschen Antworten seitens der Befragten oder zu einer beabsichtigten oder unbeabsichtigten Fehlkodierung seitens der Interviewer gekommen ist. Daher sollten Analysen auf Basis retrospektiver Daten bei den älteren Kohorten mit Vorsicht angegangen werden.

Die Probleme, die durch die retrospektive Erfassung von Fertilitäts- und Partnerschaftsbiografien entstanden sind, betreffen jedoch nicht die Qualität anderer Angaben im GGS. So können Fragen zur aktuellen Situation oder Einstellungsfragen (z.B. Qualität der jetzigen Partnerschaftsbeziehung oder Kinderwunsch) ohne Bedenken ausgewertet und für Analysen genutzt werden.

Die Autor/innen



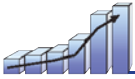
BiB Online: Neues bei www.bib-demografie.de

Forschungsprogramm 2012 des BiB online verfügbar

Das neue Forschungsprogramm 2012 des BiB ist zum ersten Mal auf der Homepage des BiB verfügbar. Es präsentiert ausführlich die einzelnen Forschungsprojekte des BiB im Jahr 2012.

Aktualisierung der „Daten und Befunde“

Die Rubriken „Bevölkerungsbilanz und Altersstruktur“ sowie „Eheschließungen und Ehelösungen“ wurden aktualisiert und beinhalten jetzt die Ergebnisse bis zum Jahr 2010.



Personalien

Honorarprofessur für den Direktor des BiB, Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Dem Direktor des BiB, **Prof. Dr. Norbert F. Schneider**, wurde am 23. April 2012 vom Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main, Prof. Dr. S. Neckel, der Titel Honorarprofessor verliehen. Das BiB und der Fachbereich haben bereits seit einiger Zeit eine Forschungs Kooperation zu demografischen und familiensoziologischen Themen vereinbart, die künftig weiter ausgebaut werden soll.

Neue Mitarbeiterin im BiB

Seit dem 01. April 2012 ist Frau **Dr. des. Sabine Gründer** neu im BiB-Team. Sie hat an der Universität zu Köln Soziologie, Kunstgeschichte und Musikethnologie (M.A.) studiert und zunächst in den Medien, erst als Hörfunk-Volontärin (ifp) und später als freie Journalistin (domradio) gearbeitet. Im Anschluss promovierte sie über „Partnerschaften von Deutschen und türkischen Migranten“ (Forschungsinstitut für Soziologie, Universität zu Köln), gefördert durch die Bischöfliche Studienförderung „Cusanuswerk“. Im BiB wirkt sie nun als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsschwerpunkt 1.1 zum Thema „Familienbezogene Leitbilder“ mit.

Bernhard Gückel, BiB

Veranstaltungen

Internationale Pairfam-Konferenz zum Thema: „Fertility over the Life Course“ in Bremen am 12. und 13. September 2012

Die Längsschnittanalyse des Fertilitätsverhaltens in individuellen Lebensverläufen trägt zum Verständnis der Dynamik und der Mechanismen von Familienbildung und -wandel bei. Diese Konferenz hat das Ziel, Fortschritte der Fertilitätsforschung auf der Basis von Längsschnittanalysen mithilfe nationaler und internationaler Daten abzuschätzen, wobei das Hauptaugenmerk auf fünf Forschungsfelder gerichtet ist:

- Fertilitätsintentionen und Entscheidungen in mehrdimensionalen Lebensverläufen;
- ökonomische und soziale Bedingungen von Fertilität;



- Räumliche Mobilität und Fertilität;
- Fertilitätsintentionen aus der Perspektive von Paaren;
- kulturelle Einflüsse auf die Fertilitätsentwicklung.

Veranstaltet wird die Konferenz vom deutschen Familienpanel pairfam („Panel Analysis of intimate Relationships and Family Dynamics“).



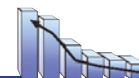
36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 01. bis 05. Oktober 2012 an der Ruhr-Universität Bochum/TU Dortmund

Das Thema ‚Vielfalt und Zusammenhalt‘ steht im Mittelpunkt des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der vom 01. bis 05. Oktober 2012 an der Ruhr-Universität Bochum und der Technischen Universität Dortmund durchgeführt wird. Der Kongress wird zum ersten Mal an diesen Universitäten zu Gast sein.

Im Angesicht gegenwärtiger gesellschaftlicher Entwicklungen will die Soziologie Vielfalt unter dem Gesichtspunkt

von Chancen und Herausforderungen für sozialen Zusammenhalt sowie Aspekten von kreativer Weiterentwicklung und sozialer Innovation thematisieren.

Gastland dieses 36. DGS-Kongresses ist die Türkei. Mit diesem Land sind aus deutscher Perspektive wie mit keinem anderen die Themen Vielfalt und Zusammenhalt durch die Zuwanderungs- und Integrationspolitik verknüpft. Weitere Informationen unter www.dgs2012.de.



Buch im Blickpunkt

Andreas Mergenthaler: Gesundheitliche Resilienz. Konzept und Empirie zur Reduzierung gesundheitlicher Ungleichheit im Alter. Reihe „Gesundheit und Gesellschaft“, Springer VS Verlag Wiesbaden 2012

In allen modernen Gesellschaften zeigt sich für eine Vielzahl gesundheitlicher Zustände ein Gefälle in Abhängigkeit von der sozialen Schichtzugehörigkeit: Je höher die Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie nach Einkommensniveau, formalem Bildungsstatus oder beruflicher Stellung, desto geringer ist das Erkrankungs- und Sterberisiko. Aktuell liegt für die deutsche Bevölkerung im Rentenalter in diesem Bereich lediglich eine recht geringe Zahl wissenschaftlicher Studien vor. Sie lassen im Hinblick auf soziale Ungleichheiten der Morbidität den Schluss zu, dass gesundheitliche Lebenschancen nicht ausschließlich durch biologische Alterungsprozesse bestimmt werden. Zusätzlich spielen sozioökonomische Einflüsse, wie z.B. das Niveau des materiellen Wohlstandes, eine maßgebliche Rolle für die Aussicht auf einen gesunden und langen Lebensabend.

Vor dem Hintergrund der fortschreitenden demografischen Alterung gewinnen diese sozialen Tatbestände zunehmend an Brisanz. Zudem laufen gesundheitliche Ungleichheiten grundlegenden normativen Gleichheitsvorstellungen moderner Gesellschaften zuwider. Daher orientieren sich die Forschungen in diesem Bereich an dem Ziel, Erkenntnisse hervorzubringing, die zur Reduzierung oder gar langfristigen Beseitigung dieser Ungleichheiten führen. Vor diesem Hintergrund führt der Band das Konzept „gesundheitlicher Resilienz“ ein. Es wird untersucht, durch welche gesundheitsrelevanten, sozialstrukturell verankerten Lebensbedingungen und Lebensweisen sich gesundheitlich widerstandsfähige bzw. resiliente alte Menschen aus sozioökonomisch benachteiligten Sozialschichten von gesundheitlich vulnerablen alten Menschen der jeweils gleichen Sozialschicht unterscheiden. Aus den Ergebnissen dieser Untersuchung könnten

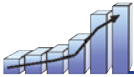
konkrete Maßnahmen zur Verbesserung des Gesundheitszustandes alter Menschen in sozioökonomisch benachteiligten Lebensverhältnissen abgeleitet werden. Dies könnte zu einer Reduzierung gesundheitlicher Ungleichheiten in diesen Altersgruppen führen.

Im ersten Teil des Bandes liefert Kapitel 2 anhand der

einschlägigen Literatur ein Überblick über die Forschungsarbeiten zu sozial ungleich verteilten Gesundheitschancen im Alter mit einem Schwerpunkt auf Deutschland. Eine kritische Bilanz des gegenwärtigen Forschungsstandes offenbart vor allem konzeptionelle und empirische Lücken hinsichtlich erklärender Ansätze, die zu einer Verbesserung gesundheitlicher Chancengleichheit führen könnten. Abschnitt 3 beschäftigt sich mit der zentralen These sowie dem konzeptionellen Rahmen der Untersuchung, der als Ansatz zur Lösung des Forschungsproblems eingeführt wird sowie der detaillierten Begründung der hierin formulierten An-

nahmen. Eine besondere Rolle spielt das spezielle Konzept gesundheitlicher Resilienz, dessen allgemeine konzeptionelle Grundlagen bisher vor allem in der (Entwicklungs-)Psychologie und in Teilen der Gesundheitswissenschaften diskutiert wurden. Die Abschnitte 4 bis 6 orientieren sich an den einzelnen Bestandteilen des Konzeptes gesundheitlicher Resilienz: einem „positiven“ gesundheitlichen Zustand, dem Vorliegen eines Risiko-Indikators und den damit assoziierten, ursächlichen Risiko-Mechanismen sowie den zwischen diesen beiden Komponenten vermittelnden sozialen Schutzfaktoren. Solche gesellschaftlichen Schutzfaktoren, wie „gesundheitsbewusste“ Gesundheitslebensstile sowie soziales Kapital u.a. aus gut ausgebauten und stabilen sozialen Netzwerken, die den Zugang zu sozialer Unterstützung, Integration und Teilhabe sowie weiteren materiellen und immateriellen Gütern ermöglichen, werden in Abschnitt 6 ausführlich





beschrieben. In Abschnitt 7 bündeln sich die Überlegungen der vorangegangenen Abschnitte zu den einzelnen Komponenten des Konzeptes gesundheitlicher Resilienz in Form des „Modells der intrastratumiären gesundheitlichen Resilienz“. Es orientiert sich in seiner Struktur an dem sogenannten „Grundmodell der sozialwissenschaftlichen Erklärung“, wie es u.a. in Teilen der jüngeren deutschsprachigen Soziologie vertreten wird.

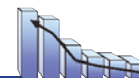
Teil zwei des Bandes widmet sich der empirischen Umsetzung der in den Abschnitten des ersten Teils erarbeiteten Konzepte. In Abschnitt 8 wird zunächst geeignetes Datenmaterial aus einer laufenden Panelstudie aus Deutschland ausgewählt. Das Sozio-oekonomische Panel (SOEP) mit den Wellen von 2002 bis 2008 erwies sich aus mehreren Gründen, u.a. wegen des langen Erhebungszeitraumes, der relativ großen Stichprobe, den umfangreichen Informationen zum Lebenslauf und der Erhebung gesundheitlicher Lebensqualität anhand eines standardisierten und international validierten Instruments (SF12v2) als geeignete Datengrundlage. In Abschnitt 9 präsentiert der Autor die Ergebnisse zum Schichtgradienten ungleicher gesundheitlicher Lebensqualität der über 64-Jährigen aus der SOEP-Kohorte und dessen Dynamik im Altersgang durch die Verwendung multipler hierarchisch-linearer Modelle. An diese Befunde anknüpfend, stellt der Band zudem die Gruppe der gesundheitlich widerstandsfähigen Männer und Frauen auf der Grundlage verschiedener Resilienz-Typen dar. Darüber hinaus werden diese Gruppen auf das Vorliegen bestimmter schichtassoziierter Risiko-Mechanismen untersucht. Einzelne soziale Schutzmechanismen werden hierbei mittels multipler logistischer Regressionsmodelle zwischen gesundheitlich resilienten und vulnerablen Menschen verglichen. Diese Einzelbefunde zu Gesundheitslebensstilen und sozialem Kapital werden abschließend zu ganzheitlichen Resilienzkonstellationen zusammengeführt. Dabei steht zum einen die Frage im Vordergrund, ob sich distinkte Konstellationen protektiver Faktoren identifizieren lassen, die ge-

sundheitlich widerstandsfähige von vulnerablen Menschen unterscheiden. Zudem klärt die Analyse, ob bestimmte Resilienzkonstellationen direkte gesundheitliche Einflüsse innerhalb der Gruppe resilienter alter Menschen zeigen und ob sich synergistische gesundheitliche Einflüsse aus einem Zusammenspiel mehrerer protektiver Faktoren ergeben.

Die Untersuchung schließt in Abschnitt 10 mit einer Zusammenfassung der konzeptionellen Zugänge und der empirischen Ergebnisse, einer Einschätzung der theoretischen Konzepte und der Reichweite der empirischen Datengrundlage bzw. -auswertung sowie einem Ausblick auf Forschungsdesiderata und zukünftige gesundheits- und sozialpolitische Herausforderungen in diesem Bereich. Es werden zudem Handlungsempfehlungen herausgearbeitet, die als Leitlinien für konkrete gesundheitliche Interventionen zur Reduzierung des Schichtgradienten im Rentenalter dienen können.

Zusammenfassend entwickelt der Band das Resilienzkonzept als konzeptionellen Rahmen, der die Perspektive der Sozialepidemiologie um gesundheitliche Unterschiede und deren Determinanten innerhalb gesellschaftlicher Statusgruppen ergänzt. Einige der theoretisch abgeleiteten und durch die empirischen Analysen zusätzlich identifizierten sozialen Schutzfaktoren, wie die Zufriedenheit mit den materiellen Lebensumständen, gesundheitsbewusste Lebensstile oder das Ausmaß sozialer Netzwerke, sind sowohl separat als auch in Form spezifischer „Resilienzkonstellationen“ als Bausteine zur Förderung gesundheitlicher Resilienzprozesse und somit als Ansätze zur Reduktion des Schichtgradienten ungleicher gesundheitlicher Lebensqualität im hohen Lebensalter geeignet. Sie müssten jedoch u.a. um empirisch begründete biologische, psychische und weitere ökologische Faktoren ergänzt werden, um den komplexen Prozess gesundheitlicher Resilienz im Rentenalter umfassend abzubilden.

Andreas Mergenthaler, BiB



Aktuelle Literatur kurz vorgestellt

Frank Berner; Judith Rossow; Klaus-Peter Schwitzer (Hrsg.):

Individuelle und kulturelle Altersbilder.

Wandel und Bedeutung von Altersbildern in der Gesellschaft. Springer VS Verlag Wiesbaden 2012

Altersbilder werden in wissenschaftlichen Studien in ihren verschiedenen Erscheinungsformen und aus unterschiedlichen Perspektiven analysiert. Unterschieden wird dabei vor allem nach individuellen und kulturellen Altersbildern. Im ersten Teil dieses Bandes werden individuelle Altersbilder im Lebensverlauf in den Blick genommen. Dabei wird im Wesentlichen den folgenden Fragen nachgegangen: Welche Altersbilder haben Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen? Wovon hängt es ab, welche Altersbilder Menschen ausbilden? Mit welchen Faktoren stehen bestimmte individuelle Alter(n)svorstellungen in einem Zusammenhang?

Im zweiten Teil dieses Bandes stehen dann Altersbilder als kollektive, kulturell geteilte Vorstellungen im Fokus. Hierbei interessieren die jeder Kultur eigenen Muster, in denen das Alter gedacht wird und die als scheinbare Gegebenheiten die Grundlage bilden für das gesellschaftliche, aber auch das ganz individuelle Handeln. In den Beiträgen zu diesem Themenkomplex werden vor allem der menschliche Körper und die Sprache in ihrem Altersbezug untersucht.

(Verlagstext)

Katharina Maul:

Der Einfluss der beruflichen Tätigkeit auf die Familiengründung (Reihe Familie und Gesellschaft; Band 28)

Ergon Verlag Würzburg 2012.

In letzter Zeit rückt die schwierige Vereinbarkeit von Kindern und Karriere, die wachsende Kinderlosigkeit sowie die späte Mutterschaft berufstätiger Frauen zunehmend in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses.

Die kinderlose Karrierefrau aus Privatwirtschaft oder Politik, die Journalistin, die sich erst mit über 40 für eine Familie entscheidet – dies sind typische Beispiele, wie man sie derzeit in den Medien häufiger antrifft. Was aber ist mit der Angestellten höherer Verwaltungsbehörden oder der einfachen Grundschullehrerin? Sind dies keine Berufe, mit denen sich eine Familie gut vereinbaren ließe? Diese Beobachtungen aus Medien und Alltag weisen auf das Ziel der vorliegenden Arbeit, das in einer bislang so nicht differenzierten Betrachtung der zeitlichen Verortung der Familiengründung bei Akademikern und Nicht-Akademikern besteht. Nicht nur das Bildungsniveau, sondern auch der Beruf von Individuen soll hier eingehender untersucht werden.

Mit dem ausgeübten Beruf sind unterschiedliche Arbeitsmarktbedingungen verbunden, was beispielsweise die zeitlichen Anforderungen anbelangt. Mithilfe verschiedener statistischer Verfahren wird in der vorliegenden Arbeit der Einfluss beruflicher Tätigkeiten untersucht. Es werden Unterschiede zwischen den Berufstätigen festgestellt, wenngleich diese Unterschiede meist auch mit einem unterschiedlichen Bildungsniveau einhergehen. (Verlagstext)



Impressum



Herausgegeben vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung – 33. Jahrgang

Schriftleitung: Prof. Dr. Norbert F. Schneider

Redaktion: Bernhard Gückel

Dienstgebäude: Friedrich-Ebert-Allee 4, 65185 Wiesbaden

Telefon: (0611) 75 22 35

E-Mail: bib@destatis.de

Internet: www.bib-demografie.de

ISSN 1869-3458 / URN:urn:nbn:de:bib-bfa0320122

„Bevölkerungsforschung Aktuell“ erscheint alle 2 Monate. Die Publikation kann im Abonnement im PDF-Format bezogen werden. Anmeldungen bitte an bib-bev-aktuell@destatis.de. Das Heft finden Sie auch auf der Homepage des BiB (www.bib-demografie.de). – Nachdruck mit Quellenangabe gestattet (Bevölkerungsforschung Aktuell 3/2012 des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung). Belegexemplar erbeten.

Zum Tod von Dr. Ralf Mai (1971 – 2012) – Ein Nachruf

Am 16. März 2012 ist Dr. Ralf Mai in München im Alter von 41 Jahren verstorben, nachdem er zehn Jahre mit viel Lebensmut und Willensstärke gegen eine schwere Krankheit angekämpft hat. Er hinterlässt seine Frau Meike und seine zweijährige Tochter Katharina. Mit ihm verliert die Demografie einen engagierten Regionalwissenschaftler und Altersforscher. Außerdem geht mit ihm ein bemerkenswerter Mensch und Freund, den sein stets freundliches, zurückhaltendes und bescheidenes Wesen sowie seine ungebrochene Neugier nach neuen Erkenntnissen auszeichnete.



Dr. Ralf Mai, 1971-2012

Dr. Ralf Mai wurde am 13. Januar 1971 in Stuttgart geboren. Nach seinem Abitur absolvierte er in einer Behindertenwerkstatt in Stuttgart seinen Zivildienst, bevor er im Jahr 1992 sein Studium der Geografie, Urbanistik/Sozialplanung und Bevölkerungswissenschaft in Bamberg begann. Bereits im Rahmen seines Studiums und seiner Tätigkeit als wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Bevölkerungswissenschaft bei Prof. Dr. Josef Schmid veröffentlichte Ralf Mai in der Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft in Co-Autorenschaft seinen ersten wissenschaftlichen Beitrag „Die demographische Alterung in den Regionen der EU“. Damit war sein wissenschaftlicher Weg in der Demografie als Regionalforscher vorgezeichnet. Er führte ihn nach Abschluss seines Studiums zum Diplom-Geografen zunächst im Rahmen des Projekts „Die Alten der Zukunft“ für ein Jahr als wissenschaftlicher Mitarbeiter in das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. Anschließend ging er für vier Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter zurück an den Lehrstuhl für Bevölkerungswissenschaften der Universität Bamberg. Im Juni 2003 wurde Dr. Ralf Mai promoviert, der Titel seiner Doktorarbeit lautet „Abwanderung aus Ostdeutschland – Strukturen und Milieus der Altersselektivität und ihre regionalpolitische Bedeutung“. Seine Forschungen setzte er ab Dezember 2003 im Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung fort, bis ihn seine Erkrankung schließlich im Jahr 2009 zum Eintritt in den vorzeitigen Ruhestand zwang. Selbst in den sicherlich nicht leichten Phasen zur Behandlung seiner Krankheit blieb er den geografischen und demografischen Fragen sowie dem wissenschaftlichen Publizieren treu und arbeitete auch am Vortag seines Todes noch an einer weiteren Veröffentlichung. Der Fokus seiner außerordentlich innovativen wissenschaftlichen Tätigkeiten lag in der Betrachtung der regionalen Bevölkerungsdynamik und dabei insbesondere auf der regionalen Bevölkerungsalterung in Deutschland und in der Europäischen Union. Zu diesen Themen, deren gesellschaftliche Bedeutung heute unbestritten ist, publizierte er eine Vielzahl an Beiträgen und referierte seine Ergebnisse in zahlreichen Vorträgen, nicht zuletzt auch bei der Deutschen Gesellschaft für Demographie, deren Mitglied er war. Wer ihn als Vortragenden erlebt hat, wird sich gerne an die souveräne Art erinnern, mit der er auch trockene Datenmaterien zu erläutern wusste. Sein Tod bedeutet den Verlust eines höchst engagierten Geografen und Demografen, der sich in den regionalen Bevölkerungsdatensätzen Deutschlands und der Europäischen Union auskannte wie kaum ein anderer.

Aber in Erinnerung wird er nicht nur durch sein engagiertes Wirken in der Wissenschaft bleiben, sondern vielen seiner Kolleginnen und Kollegen auch als Freund. Mir selbst war es vergönnt, über fünf Jahre sein berufliches und wissenschaftliches Wirken mitzuerleben, davon die letzten drei Jahre in direkter Nachbarschaft unserer Büros. Aus dieser gemeinsamen Zeit sind mir einige Ereignisse besonders prägend in Erinnerung geblieben. Im Februar 2005 kam er mit einer Projektidee auf mich zu. Mit seiner unnachahmlichen Leidenschaft für die Sache und einer großen Portion Hartnäckigkeit überzeugte er mich von diesem Projekt, das schließlich zu einer intensiven Zusammenarbeit führte. Im Rahmen dieses gemeinsamen Projektes geschah es mehrere Male, mit Vorliebe Freitag nachmittags, dass Probleme beim Datensatz auftraten und zeitintensive Aufklärungsarbeiten zur Fehlerbereinigung erforderten. Nicht selten passierte es, dass ich am Morgen des folgenden Montags den Hinweis vorfand „Ich habe schon mal die Datenprobleme gelöst ...“. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung blieb er seinen Kollegen und Freunden stets verbunden und stand uns weiterhin mit Rat und Tat zur Seite. Lieber Ralf, Du fehlst. Sehr.

Dr. Manfred G. Scharein